Sonntag, 16. Juni.

Der Westfälische Merkur erscheint täglich zweimal, am Tage nach Sonn- und Feiertagen einmal.
Beilagen: Illustrierte Unterhaltungs-Beilage (wöchentlich), Verlosungsliste von Wertpapieren (3 mal monatlich).
Redaktion: Lütkegasse 1—3. Sprechstunden 10—11 Uhr vorm.
Geschäftsstelle: Königstr. 59. Geöffnet 8 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends.
Verlag u. Rotationsdruck der Westfälischen Vereinsdruckerei.
Probenummern: Achttägiger Probeversand des Westfälischen Merkur gratis und franko. Bestellungen mit deutlicher Adressenangabe wolle man richten an die Geschäftsstelle, Königstraße 59.
Telegramm-Adresse: Merkur, Münsterwestf.
Redaktion Nr. 203, Geschäftsstelle Nr. 112.

Westfälischer Merkur.

Gegründet 1822. Morgen-Ausgabe. 91. Jahrgang.

1912. — Nr. 301.

Bezugspreise:
Vierteljährlich: In Münster bei der Geschäftsstelle ℳ 3,00; auswärts bei allen deutschen Postämtern ℳ 3,50.
Zweimonatlich: In Münster bei der Geschäftsstelle ℳ 2,00; auswärts durch die Post (jedoch nur für die beiden letzten Monate eines Quartals) ℳ 2,34.
Einmonatlich: In Münster ℳ 1,00; auswärts durch die Post (für jeden einzelnen Monat des Quartals zuläßig) ℳ 1,17.
Einzelnummer: Zu haben in der Geschäftsstelle, an den Bahnhöfen ꝛc. à Exemplar 10 Pfg.

Anzeigenpreise:
Für die Petitzeile oder deren Raum 25 ₰, Reklamezeile 75 ₰. Anzeigen-Annahme: In Münster Königstraße 59, sowie sämtliche Annoncen-Bureaus des In- und Auslandes.

Erstes Blatt.

Die Orden und Ehrenzeichen bei den Römern.

Von Dr. F. v. Papen.

Der Brauch, im Kriege diejenigen die sich besonders hervorgetan hatten, durch Geschenke auszuzeichnen, ist sehr alt. Eine solche Anerkennung der Tapferkeit liegt ja nahe, birgt sie doch auch für andere den Stachel in sich, es dem Beschenkten gleich zu tun. Ursprünglich bestanden die Gaben in Beutestücken. Diese Gepflogenheit konnte natürlich erst auf einer höheren Kulturstufe entstehen, als die Truppen die erbeuteten Gegenstände an den Befehlshaber oder einen vom Staat eingesetzten Beamten — in Rom den Prätor — abzuliefern hatten, der sie dann nach Rang und Verdienst verteilte, während zurzeit eines ungeordneten Heerwesens jeder das mit nach Hause nahm, was er selbst erbeutet hatte. Als dann auf einer weiteren Stufe der Entwickelung an Stelle des Beuteanteils die Löhnung trat, konnte der Feldherr besondere Leistungen durch schöne Stücke aus der Beute belohnen; Lanzen, Teile von Pferdegeschirr und Schmucksachen waren hierzu am geeignetsten. Anfangs verwandte man die Gegenstände zum Gebrauche, später entwickelten sie sich zu reinen Symbolen; sie verloren ihre naturalistische Form, erhielten reiche Verzierungen und wurden aus Gold und Silber hergestellt. Dieser Wandel vollzog sich bei den Römern im dritten vorchristlichen Jahrhundert. Die späterhin ausschließlich zur Dekoration angefertigten Stücke wurden genau wie unsere Orden und Ehrenzeichen getragen. Merkwürdigerweise können wir auch bei den Römern diese beiden Arten unterscheiden, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden. Aber noch eine andere Wandlung tritt ein: während ursprünglich die zur Belohnung dienenden Beutestücke und dann die an deren Stelle tretenden Ehrenzeichen an jeden, der sich besonders ausgezeichnet hatte, ohne Rücksicht auf seinen Rang verliehen wurden, traten später bestimmte dona militaria — so lautete der Name für Orden und Ehrenzeichen bei den Römern — für bestimmte militärische Rangstufen an ihre Stelle. Der Brauch dieser dona militaria war eine staatliche Einrichtung geworden. Die Auszeichnungen wurden auf Staatskosten — anfänglich aus dem Erlöse der Beute — verliehen, zur republikanischen Zeit durch den SPQR, während der Kaiserzeit im Namen des Kaisers. Die Dekorierung der Tapferen geschah unter großer Feierlichkeit, nach Opfern und Gebet vor der versammelten Mannschaft durch den Feldherrn oder gar den Kaiser selbst, wobei in einer Ansprache die Verdienste des Ausgezeichneten hervorgehoben wurden.

Wenden wir uns jetzt den verschiedenen Arten der Orden und Ehrenzeichen zu. Die Gattung der „Orden" wird nur durch phalerae vertreten, von denen es mehrere Klassen gibt. Sie entsprechen durchaus unsern deutschen „Orden", wenn auch ihre Entstehungsgeschichte eine ganz andere ist. Ursprünglich waren sie runde, länglichrunde oder eckige Platten am Lederzeuge des Pferdegeschirrs, die eigentlich nur den Zweck hatten, die Kreuzungsstellen der Riemen zu verdecken. Sie wurden aber dann, schon bei den Griechen, zu Schmuckstücken aus Bronze, Silber oder Gold und erhielten reiche Verzierungen in getriebener Arbeit. Daß die phalerae so ein sehr begehrtes Beutestück wurde, ist verständlich. In der Regel konnten natürlich nur die Reiter sie erhalten, die dann ihre Pferde damit schmückten. So entstand der Brauch, daß die phalerae, nachdem sie zum Symbol, zum „Orden" geworden waren und nicht mehr als Pferdeschmuck, sondern als ehrendes Abzeichen des Mannes selbst dienten, nur an Reiter verliehen wurden, während die Fußsoldaten andere Auszeichnungen erhielten. Diese Sitte verlor sich aber im Anfange der Kaiserzeit, und die phalerae wurden ebenso an die Fußtruppen wie an Reiter verliehen. Es waren kleine runde Scheiben aus Silberblech, entweder glatt oder mit Reliefdarstellungen in Treibarbeit versehen. Seit Caracalla kamen auch goldene auf, die mit Edelsteinen eingefaßt waren. Die Darstellungen auf ihnen waren sehr verschieden: sehr oft findet man das Gorgoneion, das ja von altersher eine übelabwehrende Bedeutung hatte, dann Götterköpfe, mythologische Gestalten und Szenen, Tiere u. v. a. Je nach der Ausstattung unterschied man mehrere Stufen, die unseren „Klassen" entsprechen. Die phalerae — die Einzahl kommt nicht vor — wurde nie einzeln verliehen, sondern immer zu mehreren, wahrscheinlich stets drei auf einmal. Obgleich sie oft einen bedeutenden Metallwert besaßen, waren sie doch die niedrigste Auszeichnung und wurden nur an Mannschaften verliehen. Wenn man bedenkt, daß die höheren Ehrenzeichen oft einen viel geringeren, die höchsten überhaupt keinen Sachwert besaßen, so geht daraus hervor, daß die Entschädigung einer Dekoration nur von einem inneren, in Geld nicht abschätzbaren Werte abhing, was ja auch bei den heutigen Orden und Ehrenzeichen (bis auf die „mit Brillanten") der Fall ist. Die phalerae wurden wie unsere Orden auf der Brust getragen, und zwar je drei Stück mit Zwischenräumen nebeneinander auf einem Geflecht aus Lederriemen befestigt, das, von einem um den Hals gelegten Riemen ausgehend, vor der Brust hing. Ein Soldat, der neun phalerae besaß, konnte damit seine ganze Brust schmücken.

Zu diesem eigentlichen „Orden" trat nun die große Zahl der „Ehrenzeichen", die allerdings eine andere als die bei uns übliche Bedeutung hatten. Unter ihnen nehmen die Kränze, coronae, die erste Stelle ein. Sie gehen auf einen andern Ursprung als die übrigen Auszeichnungen zurück, in denen wir einen Ersatz für Beutestücke zu erblicken haben. Die Kränze kamen von den Griechen, bei denen sie im Gottesdienst und im täglichen Leben eine große Rolle spielten. Auch den Kranz als Belohnung der Tüchtigkeit kannten die Griechen schon; die Römer übernahmen ihn als militärische Auszeichnung zur Belohnung kriegerischer Tüchtigkeit, hatten also nur coronae militares. Es gab verschiedene Arten von Kränzen. Unter ihnen nimmt die corona graminea oder obsidionalis eine besondere Stellung ein, denn diese verlieh, als einzige Ausnahme von der Regel, nicht etwa der Staat einem seiner Bürger, sondern das ganze Heer einstimmig seinem Feldherrn und zwar, wenn dieser es aus einer Belagerung gerettet hatte, bei der es nach menschlichem Ermessen nur Untergang oder schimpflichen Abzug gab. Sie war aus Gras oder Kräutern von der Stelle angefertigt, wo die Befreiung der Belagerten erfolgt war; daher hatte sie auch den schlichten Namen „Graskranz" (gramen = Gras).

Die unterste Stufe der corona war die corona aurea, die aus Blättern von dünnem Goldblech oder vergoldetem Silber bestand. Wer bei der Erstürmung einer Stadt oder Festung zuerst den Fuß auf die Mauer setzte und sich dort behauptete, erhielt, ohne Rücksicht auf seinen Rang, die corona muralis (Mauerkrone), einen goldenen Kranz mit einem Aufbau, der die Gestalt einer Mauer hatte. Nahe verwandt war mit ihr die ähnlich aussehende corona vallaris oder castrensis für den, der als erster in das feindliche Lager eingedrungen war. Während nur Landsoldaten diese Kränze erringen konnten, war die Schiffskrone (corona rostrata, navalis oder classica) ursprünglich für Seesoldaten bestimmt, die in der Seeschlacht zuerst den Bord eines feindlichen Schiffes bestiegen hatten. In der Kaiserzeit änderte dies sich, und die corona rostrata wurde als höchste Auszeichnung nur an Offiziere der obersten Rangstufen verliehen, nicht nur für Verdienste im Seekriege. Sie bestand aus einem goldenen Lorbeerkranze, an dem kleine Schiffsschnäbel angebracht waren.

Das begehrteste aller Ehrenzeichen war die corona civica, die „Bürgerkrone" aus grünen Eichenlaubszweigen und Eicheln, die unten mit einer Schleife gebunden war. Sie wurde dem verliehen, der mit eigener Lebensgefahr einen römischen Bürger aus dem Schlachtgetümmel gerettet und dabei den sich ihm in den Weg stellenden Feind getötet hatte. Bei der noch so mutigen Errettung eines Nichtbürgers, und wäre er selbst der Anführer von Bundesgenossen gewesen, wurde die corona civica nicht verliehen. Die wenigen, die sie besaßen, brauchten keine Steuern zu zahlen, sie genossen außerdem die höchsten Ehren im Staat und die größte Achtung ihrer Mitbürger. Eine andere Art der Ehrenzeichen waren die torques, dicke, gedrehte offene Reifen aus Silber mit knaufartig verdickten Enden. Sie waren ursprünglich ein gallischer Halsschmuck, den wir bei allen antiken Gallierdarstellungen, z. B. auch beim sogen. „sterbenden Gallier" des Kapitolinischen Museums, finden. Bekanntlich erhielt T. Manlius nach seinem Zweikampfe mit einem Gallier den Beinamen Torquatus. Stets wurden zwei torques gleichzeitig verliehen, sie wurden aber nicht um den Hals getragen, sondern hingen, durch ein Tuch oder einen Lederriemen miteinander verbunden, von den beiden Schultern herab. Die torques waren eine Auszeichnung für Soldaten und Unteroffiziere. Gleichfalls auf einen gallischen Schmuck, und damit (wie die torques) auf die Abkunft von der Beute hinweisend, gehen die goldenen oder silbernen armilla zurück, eigentlich Oberarmringe, die immer paarweise verliehen und am Handgelenke getragen wurden. Auf eine erbeutete Waffe führt die hasta donatica, die Ehrenlanze, ihren Ursprung zurück, die man mit unserm Ehrensäbel vergleichen kann. Ihr Vorbild war die gallische Wurflanze, deren Spitze und Schaft aus Eisen bestanden. Sie ist die älteste aller Auszeichnungen und wurde zur republikanischen Zeit an jeden Soldaten verliehen, der außerhalb der regelrechten Schlacht einen Feind verwundet hatte. Während der Kaiserzeit war die hasta eine Auszeichnung nur für Offiziere. Sie hieß meistens hasta pura (reine, d. h. noch nicht mit Blut befleckte Lanze); sie wurde ja natürlich besonders zum Zwecke der Dekoration angefertigt, und zwar aus Silber. Ein ähnliches Ehrenzeichen war das vexillum (Fähnchen), ebenfalls eine Lanze, an deren Querholz ein befranstes Stück Tuch hing. Sie wurde nur an höhere Offiziere verliehen und hatte mehrere Klassen, deren Ausführung verschieden war.

Im allgemeinen wurde die dona militaria nur an Soldaten gegeben, ganz selten wurde auch einmal ein Zivilist aus besonderem Anlaß damit bedacht. Strenge Regel aber war es, nur römischen Bürgern Orden und Ehrenzeichen zu verleihen, selbst den tapfersten Bundesgenossen waren sie unerreichbar. Wir kennen die dona militaria aus Schriftstellern, Inschriften, bildlichen Darstellungen auf Grabsteinen und aufgefundenen Originalen.

Burgen im unteren Inntale.

Von Dr. O. Doering-Dachau

I.

Gleichwie die große uralte Verkehrsstraße des Rheines mit Burgen und Schlössern eingesäumt ist, gleichwie diese berichten von landesherrlicher und Feudalgewalt, und wie sie dastehen als Denkmäler der Kultur nicht minder, als der Not und Gewalt, so zieht sich auch längs der Heerstraße, die seit den Zeiten des Altertums Italien und Deutschland miteinander verknüpft, eine Kette stolzer Schlösser hin. Von Bergeshöhen, aus Talgründen grüßen sie als prachtvolle Zierde der gewaltigen Landschaft, und friedlich zieht der Verkehr moderner Zeit an ihnen vorüber, um deren Mauern vor Jahrhunderten manch harter Kampf getost hat. Jene Geschlechter der Vorzeit, die diese riesenhaften Mauern, diese Türme in schier unbezähmbarem Trotze errichtet, sie wußten wohl, was es heißt, inmitten unablässigen Andranges dem Gegner die Zähne zu zeigen, sie begriffen aber auch, welche idealen Güter ihnen die Flut der gewappneten wie der friedlichen Scharen vom uralten Kulturlande des Südens mitbrachte. Dieser tiroler Boden, den der Aufnahme des Christentums so günstig gewesen, auf dem eine Zahl der berühmtesten Bischofssitze als unerschütterliche Festen der christlichen Kirche erstanden waren, er erwies sich auch den anderen sanften Einflüssen der Kultur zugänglich und brachte vielerlei edle Frucht. Innerhalb der Mauern dieser starken Burgen hausten nicht Horden von Räubern, wie sonst in so vielen Schlössern Deutschlands, um deren Ruinen Geschichte und Sage schauervolle Ueberlieferung flicht, sondern wenigstens in der Mehrzahl von ihnen hatte feinste Bildung, hatten die Künste ihr Heim aufgeschlagen, und in ihnen entfalteten sich die schönsten Blüten mittelalterlichen ritterlichen Lebens. Die Burgen längs der Brennerstraße stehen da als Zeugen des mächtigen Pulsschlages uralten Kultur, die infolge unveränderlicher, natürlicher Lebensbedingung bis auf den heutigen Tag jung bleiben mußte. Der Vergleich mit den rheinischen Burgen drängt sich dabei in jedem Punkte auf, und es wäre eine der reizvollsten Aufgaben, ihn in die Einzelheiten zu verfolgen. Aber das würde mich für diesmal allzu weit von der Sache abbringen, die ich im Auge habe, und bei der ich nur etwas ganz Schlichtes beabsichtige, nämlich den Lesern mit einer kleinen Zahl alter tirolischer Schlösser bekannt zu machen. Vielleicht, daß es mir späterhin vergönnt ist, die Wanderung, die diesmal nur von Kufstein bis etwas über Jenbach hinaus ging, fortzusetzen und dann weiteren Bericht zu erstatten.

Durch die Berge des Vorlandes trägt uns der Zug, vorüber am rechts hochragenden Brünnstein; links grüßt uns das Tal des Inntromes, dem wir uns auf unserer Fahrt von München her bei Rosenheim zum ersten Male genähert haben. Vorüber geht's an freundlichen Ortschaften, die ihren oberbayerischen Charakter noch gut zu bewahren verstanden haben. Links vor uns heben sich schon die Häupter der Berge, hinter denen die Wildnis des Kaisergebirges sich einstweilen noch versteckt. Hier am Wege steht die gotische Kapelle, bei der einst der Bayernprinz Otto seinem Vaterlande Lebewohl sagte, als er hinzog, um den griechischen Thron zu besteigen. Vor uns hebt sich der Fels, auf dem Kufsteins finstere Burg noch heute trotzig von alten Zeiten träumt. Bald ist die Grenzstadt erreicht, die das Tal verriegelt. Alles ist malerisch und schön an ihr, nur nicht die eiserne Brücke, die vom Bahnhof über den Inn führt. Sie steht mit der Natur und der Urwüchsigkeit des alten Schlosses zu wenig in Harmonie. Nun könnte ich von dem Städtchen, von seiner schönen Kirche und seiner wunderbaren Lage vieles berichten. Aber jetzt handelt es sich nur um die Burg, die seit dem 16. Jahrhundert den Namen Geroldseck führt. Nicht zu verwechseln mit Gerolstein dieser Irrtum ist Schriftstellern tatsächlich schon passiert), wo eine bekannte Offenbachsche Großherzogin ihr lustiges Wesen trieb. Beherrschend steigt aus der Mitte der breiten Gruppe ein mächtiger, nicht sehr hoher, runder Turm mit einem Kegeldach hervor. Ausgedehnte Mauer mit Schießlöchern und hochragende Häuser bilden seine Umgebung; am steil zum Inn absteigenden Felsen klimmen die Mauern und Bastionen zutal. Die Wucht des Bauwerkes, das so großartig in seine Umgebung paßt, bewirkt, daß es ungemein imponiert, denn der Fels, auf dem es steht, ist keineswegs besonders hoch. Ueber den Friedhof der am Berghange gelegenen Kirche, an den schönen alten Grabsteinen vorüber, erreichen wir den mit Dämmerlicht erfüllten Gang, der viele Stufen hinauf im Zickzack zur Burg führt. Er ist erst mit Holz gedeckt, dann spitz gewölbt. Ein Maler muß über die wunderbaren Stimmungen dieser merkwürdig beleuchteten Winkel und Ecken in Entzücken geraten. Dann treten wir ins Freie. Riesig hebt sich links der runde Turm, um uns stehen die Gebäude, die aus dem lebendigen Fels hervorzuwachsen scheinen. Noch etwas weiter hinauf, und wir erreichen den Burghof, der heute, da es hier keine Besatzung mehr gibt, still daliegt. In der Burgwirtschaft ist die Führerin zu finden, die uns mit Erklärungen in ausgiebigster Weise versehen. Ihr Schweigen ist immer noch besser, als was man sonst bei manchen Sehenswürdigkeiten an Aufschlüssen erhält. Das Innere der Burg enttäuscht, sogar das der kleinen barock ausgestatteten Schloßkapelle. Hier und da schwache Stukkaturen, gewölbte Gänge ohne sonderlichen Reiz, dafür freilich ein entzückend malerisch Höfchen bei dem sogenannten Kaiserturm, von dem zwar die Rede war. Unter den großen Räumlichkeiten, die er enthält, führt eine den stolzen Namen Kaisersaal. Es ist ein niedriges, kreisrundes Gewölbe, das auf einer mächtigen mittleren Säule ruht. Eine Stiege höher sind die Gefängnisse, darunter jenes des berüchtigten Räubers und Romanhelden Rotza Sandor, dem die Langeweile seiner acht Haftjahre durch zahllose Fremdenbesuche in einer für ihn selbst unerträglichen Art gekürzt wurde. Um auf andere Gedanken zu kommen, hat er sich eigenhändig an der Wand seiner Kabine porträtiert. Das Schönste, was Geroldseck bietet, ist zweifelsohne die wunderbare Aussicht den Inn auf- und abwärts. Dieser Anblick ergreift uns, wie die Klänge einer Symphonie, in der die grünen Talflächen und der funkelnd strömende Inn die Melodie und die dunkel aufstrebenden, mächtigen Berge ringsum die heroische Begleitung bilden.

Nur einen kurzen Besuch können wir dem Schlosse Tierberg abstatten, das eine Stunde unterhalb Kufsteins am anderen Innufer hoch auf einem Berge liegt, und das wir schon auf der Eisenbahnfahrt über uns sehen konnten. In den Resten des aus dem 14. Jahrhundert und vielleicht noch früherer Zeit stammenden Bauwerkes befindet sich eine schöne Wallfahrtskirche, die St. Johannes dem Täufer geweiht ist. Sie ist im Jahre 1891 neu hergestellt worden. Ein paar wertvolle Altarbilder von dem Tiroler Maler Michael Waginger und ein 1811 aus München hierher gebrachtes Madonnenbild sind künstlerisch recht interessant. Eine geschnitzte Statue der Muttergottes bildet den großen Anziehungspunkt für die Wallfahrer. Zu der Kirche gehört eine Einsiedelei, die freilich etwas weltlich anmutet. Neben dem alten Burgpalais, der dies alles beherbergt, ragt der viereckige Bergfried auf, dessen unregelmäßiges Mauerwerk mit den wenig sorgfältig ausgeführten Eckquaderungen für kein besonderes hohen Alter spricht.

Nach Kufstein zurückgekehrt, setzen wir unsere Wanderung auf dem linken Ufer des Inn fort, gelangen bald nach Langkampfen und von dort an dem Dorfe Niederbreitenbach befindlichen, modernisierten Schlosse Schönwerth vorüber in ein prächtiges Waldtal, das mit dem Laufe des Inn parallel zieht. Hier frisch voranschreitend, sehen wir plötzlich von fern einen schlanken, turmartigen Bau über die Waldwipfel ragen. Nur einen Augenblick, dann ist er wieder verschwunden. Aber bald tut sich der Wald auf, und vor uns sehen wir über einem kleinen Dörfchen die auf senkrechtem Felsenabsturz aufragende Gruppe des Schlosses Mariastein. Eigentlich hieß es früher nur Stein, den jetzigen Namen hat es erst, seit aus dem Schlosse eine Wallfahrtskirche geworden. Aeußerst charakteristisch ist dieser Bau, der, weil auf der Felsplatte zu wenig Platz vorhanden, statt in die Breite in die Höhe wachsen mußte. Die wenigen, an das Turmschloß gelehnten Gebäude sind niedrig und einfach. Ueber einen stillen Hof finden wir den Eingang, der hinauf in die Turmgemächer führt. In ihnen sind zwei Kirchen übereinander angebracht. Aber ehe wir hinaufkommen, die 165 Stufen empor, rasten wir mehr als einmal, um die Votivbilder anzustaunen, deren Zahl hier Legion ist. Frommer Sinn und innige Dankbarkeit haben sie gestiftet, unbekümmert um etwaigen Kunstwert. Und frommer Sinn hat sie geschützt, daß sie nach Jahrhunderten größtenteils noch tadellos erhalten sind. Die ältesten, die ich habe entdecken können, waren vom

---

× „Im Schatten der Sphinx".

Ein Roman aus dem modernen Kairo. Von Erich Friesen.

(2. Fortsetzung.)

„Sie haben recht, Miß Hamilton. Ich möchte Sie fragen, ob Sie in letzter Zeit von Ihrer Freundin, Miß Aglaja el Bahadur, Nachricht erhalten haben."

Beatrice wechselt die Farbe. Für den Moment hatte sie den geheimnisvollen Brief vergessen.

Einem raschen Impuls folgend, steht sie auf und nähert sich dem Manne.

„Dr. Fels —" sagt sie leise, mit leicht vibrierender Stimme, die Hand auf seinen Arm legend — „ich wußte es vom ersten Augenblick an, daß nicht banale Liebenswürdigkeit Sie heute zu mir führte, um mir, wie all die anderen, zu dem Verlust meiner — Diamanten zu kondolieren. Nein — Sie haben noch etwas besonderes auf dem Herzen. Hängt es mit Aglaja el Bahadur zusammen?"

„Ja, Miß Hamilton."

Sie atmet rasch und schwer.

„Reden Sie ohne Umschweife, Doktor! Schonen Sie mich nicht!"

Er steht auf und faßt ihre Hand, als wolle er ihr das, was nun kommen muß, tragen helfen.

„Es ist vielleicht besser, Sie erfahren es zuerst durch mich und nicht durch die Zeitung," sagte er ernst. „Miß Aglaja el Bahadur ist dem Vaterhause entflohen!"

Doch die Wirkung dieser Nachricht ist eine ganz andere, als er erwartete. Kein Entsetzen, keine Empörung. Höchstens ein Hauch von Verwunderung.

„Entflohen?" wiederholt sie in fragendem Tone. „Wozu? Ihre Eltern werden sich doch nie im Ernst einer Verbindung zwischen ihr und Arthur Donald widersetzen. Denn nur um ihn kann es sich doch handeln!"

„Nein, Miß Hamilton. Es handelt sich nicht um Leutnant Donald — leider!"

„Nicht? . . . Großer Gott, um wen denn?"

„Um einen Menschen, der ihrer in keiner Beziehung wert ist. Um einen Beduinen. Jussuff Zigad ist sein Name."

Ein leiser Schrei entringt sich Beatrices Lippen. In ihrer Erregung hat sie Wolfgangs beide Hände gefaßt und blickt ihn voll ungläubigen Entsetzens an.

„Dr. Fels, was Sie mir da sagen, muß ein Irrtum sein! Woher haben Sie diese unglaubliche Nachricht?"

„Aus dem „Journal du Caire"!"

„Bah, ein Sensationsblatt! Revolverjournalisterei!"

„Aber stets gut unterrichtet. Was das „Journal du Caire" bringt, ist absolut wahr! Auch in diesem Fall — leider!"

Beatrice ist in einen Stuhl gesunken und bedeckt das Gesicht mit den Händen.

Doch nur einige Sekunden. Dann springt sie wieder auf.

„Unmöglich!" ruft sie leidenschaftlich. „Soeben erst verließen mich Ibrahim el Bahadur und sein Sohn Edward. Kein Wort davon kam über ihre Lippen. Wie könnten sie sich derart verstellen!"

„Vielleicht haben sie noch nicht Kenntnis davon! Miß Aglaja lebte ein Leben für sich. Es werden oft Tage vergangen sein, an denen Vater und Bruder sie nicht zu Gesicht bekamen — besonders jetzt, da die Mutter abwesend ist! Das wissen Sie besser als ich selbst, Miß Hamilton!"

Er bricht ab. Seine klugen Augen ruhen voll Mitleiden auf ihren erregungsbleichen Zügen, die getreulich die Empfindungen widerspiegeln, die in ihrem stolzen Herzen toben.

Ja — Beatrice zweifelt nicht mehr an der Wahrheit der erschütternden Nachricht. Unruhig beginnt sie im Zimmer auf und ab zu gehn.

Was kann die geliebte Freundin zu diesem Schritt bewogen haben, der sie mit einem Schlage zu einer Geächteten stempelt? Sie, die einen anderen mit aller Kraft ihrer Seele liebt? . . .

Wolfgang folgt der hohen majestätischen Gestalt mit den Blicken. Zum ersten Mal, daß er Miß Hamilton fassungslos sieht.

Plötzlich hält sie inne in ihrem nervösen Auf und Ab. Mit bebenden Fingern zieht sie den Brief aus der Tasche, den Edward el Bahadur ihr vor kaum einer halben Stunde gegeben.

„Eine Minute entschuldigen Sie mich, Doktor!"

Hastig eilt sie ans Fenster und reißt das Kuvert auf. Kurzes Zögern noch — dann faltet sie den Briefbogen auseinander. Ihr ist, als tanzten die Buchstaben vor ihren schwimmenden Augen. Mit aller Gewalt zwingt sie sich zur Ruhe.

Endlich gelingt es ihr. Aglaja schreibt:

„Liebste teuerste Beatrice! Wenn Du diese Zeilen liest, wirst Du bereits Kenntnis erhalten haben von dem Schicksal, das ich mir aus freien Stücken erwählt. Eine Erklärung für diesen Schritt kann ich niemandem geben — selbst Dir nicht, meiner Herzensfreundin. Nur um eines flehe ich Dich an, Beatrice: glaube an mich! Laß nicht den Gedanken in Dir Wurzel fassen, daß ich Deiner Freundschaft unwürdig bin! Laß meinen Namen nicht zu tief in den Staub zerren! Bin ich nicht tot für Euch alle? Toten soll man nichts Böses nachsagen, sondern ihre Handlungen mit dem Schleier des Mitleids umhüllen.

Und noch eines: Laß niemals meine Mutter diese Zeilen sehen! Sie wird genug zu tragen haben an meinem Schritt, der jedem als Wahnsinn erscheinen muß und der doch nur geschah aus — — genug davon! Leb wohl für immer!

Ach, Beatrice — wäre ich tot! Tot und begraben in der kühlen Erde! Aglaja."

Während Beatrice diese seltsamen, mysteriösen Zeilen liest, vergebens bemüht, den Sinn zu fassen, hat Dr. Fels sich zartfühlend an das andere Ende des Zimmers zurückgezogen. Wie mechanisch blättert er in einem Kunstwerk, das auf dem Tisch liegt.

Als er sich ihr nach einer Weile wieder nähert, bemerkt er, daß der verhängnisvolle Brief ihren Händen entglitten ist. Rasch bückt er sich danach, um ihn ihr wieder einzuhändigen. Da sie jedoch wie geistesabwesend vor sich hinstarrt, legt er ihn auf den kleinen Tisch am Fenster.

Noch kurze Zeit verharrt sie regungslos, mit zusammengezogenen Brauen. Dann tritt sie rasch auf Wolfgang zu und blickt ihn mit ihren großen Augen voll an.

„Doktor Fels! Ich halte Sie für einen Menschenkenner und vor allem für einen richtigen Beurteiler der menschlichen Psyche; Sie kennen Aglaja el Bahadur, Sie kennen auch Arthur Donald und werden bemerkt haben daß beide einander nicht gleichgültig waren. Vor kaum einer halben Stunde überbrachte mir Edward el Bahadur diesen Brief seiner Schwester. Ich weiß nicht, ob ich recht tue, Sie ins Vertrauen zu ziehen — vielleicht ist es ein Vertrauensbruch gegen die arme Aglaja. Aber — ich bekenne es offen: ich stehe hier vor einem Rätsel und weiß mir keinen Rat. Wollen Sie mir nach bestem Ermessen raten, was ich tun soll? Ich bin sicher, daß Aglajas Geheimnis bei Ihnen in guten Händen liegt."

Einen Moment leuchtet es in seinen ernsten Augen auf. Schon will er nach dem Brief greifen, den sie ihm hinhält. Da kommt ihm ein Bedenken.

„Ihr Vertrauen ehrt mich, Miß Hamilton. Aber werden Sie es auch nie bereuen?"

„Ich glaube nicht. Lesen Sie!"

Ruhig überfliegt er die wenigen, mit Bleistift hingeworfenen Zeilen auf dem Kuvert. Ruhig faltet er das Papier auseinander und liest den Brief durch . . . und liest ihn noch einmal . . .

Dann legt er ihn auf den Tisch und stützt den Kopf in die Hand.

So verharren beide beinahe eine Minute lang, ohne ein Wort zu sprechen.

Dann wird sie ungeduldig.

„So reden Sie doch!" ruft sie mit einem Anflug ihrer gewohnten bestimmten Art. „Hat das Mystische dieser unglückseligen Geschichte Ihnen die Sprache geraubt?"

Er beugt sich etwas vor und blickt ernst und forschend in ihr vor Erwartung gerötetes Antlitz.

„Miß Hamilton! Zuerst eine Frage! Vertrauen Sie Ihrer Freundin vollkommen?"

„Vollkommen."

„Trotz allem und allem was passiert ist?"

„Trotz allem und allem, was passiert ist und vielleicht noch passieren wird. Ich kenne Aglaja bis in die tiefste Tiefe ihrer Seele. Sie ist die Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit selber."

„Und Sie wünschen, meine Meinung zu hören? Meine freie, offene Meinung?"

Unmutig zuckt sie mit den Achseln.

„Ich sagte es ja schon. Warum zögern Sie noch?"

„Gut. Aus vollster Ueberzeugung kann ich Ihnen nur raten: erfüllen Sie den Wunsch Ihrer Freundin! Spüren Sie nicht nach, was sie zu diesem uns unbegreiflichen Schritt trieb! Augenscheinlich liegt ihm ein Geheimnis zugrunde. Respektieren Sie es! Ob Ihre Freundin jenes Mannes Gattin geworden ist oder nicht — gleichviel; sie hat sich in seine Hände gegeben, und kein Mensch kann ihr helfen. Auch Sie nicht, Miß Hamilton."

Ein tiefer, zitternder Seufzer entringt sich Beatrices Brust.

„Sie haben recht," erwiderte sie mit leiser Bitterkeit. „Ihr Rat ist weise, wenn auch vielleicht hart. Ich danke Ihnen . . . Ach, wenn ich nur eine Ahnung gehabt hätte! Nur einen Schimmer von Ahnung! Ich hätte mich an sie geklammert, hätte sie angefleht, vernünftig zu sein —"

Ein seltsames Lächeln huscht über seine männlichen Züge — ein Lächeln, das Beatrice sich nicht zu erklären weiß.

„Vergessen Sie nicht, Miß Hamilton: nur Vernunftgründe können es gewesen sein, die Ihre Freundin zu diesem Schritt trieben. Nichts anderes. Vernunftgründe und vielleicht noch — Opferfreudigkeit!"

Beatrice ist aufgesprungen. In ihren großen Augen brennt eine verwunderte Frage.

„Opferfreudigkeit, sagen Sie? Was meinen Sie damit?"

Er zuckt die Achseln.

„Ich glaube nicht, daß Miß el Bahadur den Schritt freiwillig tat — trotz ihrer Versicherung; sie gehorchte einem unwiderstehlichen Zwange. Sicher wird die Zeit kommen, da auch dieses Rätsel sich lösen wird. Bis dahin warten Sie geduldig! Sie können nichts anderes tun!"

„Aber ihre Eltern werden sie zurückholen! Werden sie dem Entführer entreißen!"

„Das ist fraglich. Und wenn auch — sie wird widerstehen. Der Schritt ist nach reiflicher Ueberlegung getan. Vielleicht lange vorher geplant. Nicht unter dem Einfluß eines Impulses."

Beatrice hat die Hände hinter dem Kopf verschränkt und blickt mit großen, verwunderten Augen vor sich hin . . . Sollte sie die Freundin so wenig gekannt haben? Wäre es möglich, daß hinter ihrer unbefangenen Miene, hinter ihrer kindlichen Lustigkeit bereits seit langem todesbange Gedanken lauerten? Daß sie noch vor wenig Tagen auf dem Ball beim englischen Generalkonsul lachte und scherzte und sang und tanzte, während die Verzweiflung bereits die Krallen nach ihrem Herzen ausstreckte? . . .

Beatrice erschauert. Und etwas wie Furcht beschleicht auch ihr mutiges Herz — Furcht vor den Lebensrätseln, die noch ungelöst im Schoß der Zukunft ruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Jahre 1614. Auch die beiden Kapellen sind mit Votivbildern wie austapeziert. Das Innere ist schlicht und schön, die Ausstattung gehört dem Barockstil an. Auffallend ist die unregelmäßige, spitzige Grundrißgestalt, die sich der des Turmes anzuschließen genötigt war. Mariastein ist ehemals reich an Reliquarien und anderen Schätzen gewesen. Nur weniges davon ist noch vorhanden. Auch ein literarhistorisches Denkmal wichtigster Art hat dazu gehört, ein aus zwölf Blättern mit glagolithischer (altslavischer) Schrift bestehender Kodex vom Jahre 1067. Das wertvolle Stück ist heute im Museo Civio in Trient, ein kleiner Teil im Ferdinandeum zu Innsbruck.

Unterhalb der Kirche von Mariastein zieht sich ein langgestreckter, schmaler See hin, der allmählich austrocknet. An seinen waldigen Ufern hin und stundenlang in südlicher Richtung weiter gelangen wir wieder an die Eisenbahn bei dem stattlichen Dorfe Kundl. Es soll seinen Namen von der hl. Kunigunde haben, der Gemahlin Kaiser Heinrichs II. Ueber dem Orte finden sich spärliche Trümmer der längst untergegangenen Kundlburg.

Die Burgen des Inntales zeigen sich in den verschiedensten Zuständen. Einzelne sind, wie die eben genannte, fast ganz vergangen, andere sind noch stattliche Ruinen, wieder andere hat man durch Ausbau in alter Gestalt erhalten, noch eine Gruppe endlich ist völlig modernisiert worden.

In ihrem ruinenhaften Zustande höchst imposant sind die beiden Burgen, die oberhalb des Städtchens Rattenburg zwei Stunden südlich von Kundl übereinander am Bergabhang aufragen. Die untere Burg ist gegen den Strom durch die Lage an der Kante des jähen Felsabsturzes gegen den Berg durch einen tiefen künstlichen Einschnitt geschützt, der noch durch Quermauern verriegelt ist. Die so abgetrennte Anhöhe besteht aus zwei Felsgraten, deren südliches und nördliches Ende mit Mauern und halbrunden Türmen bewehrt sind. Außer diesen zeugt von der ehemaligen Burgherrlichkeit nur noch ein viereckiger mächtiger Bergfried. Auf dieser Burg war es, wo der berühmte Tiroler Kanzler Wilhelm Biener 1651, wie es heißt schuldlos, hingerichtet wurde. Jenseits des zuvor genannten Grabens führt ein steiler, schmaler Fußpfad, der mit Steingeröll bedeckt ist, zur oberen Burg. Auch hier sind die Ueberbleibsel gering, ein paar Eckbastionen und der untere massive Teil eines starken Rundturmes, dessen obere hölzerne Geschosse längst vernichtet sind, das ist alles. Von dort steigt, wie es so häufig zu beobachten ist, eine Mauer am Berge herunter, mittels deren das obere Schloß das Städtchen Rattenberg in seinen Schutz nimmt.

Die Neuzeit fragt nichts nach alten Türmen und Mauern. Den Felsen der unteren Burg durchzieht ein Tunnel, durch den die Züge dahinbrausen. Wir aber bedürfen ihrer für diesmal nicht, denn unser nächstes Ziel, das Dorf Brixlegg, hat zwar eine Bahnstation, aber wir kommen in zehn Minuten zu Fuß hin. Auch hier hat es einst mehrere Burgen gegeben, die gänzlich zugrunde gegangen sind. Dafür aber hat sich südlich von Brixlegg eine Gruppe von vier hochinteressanten Schlössern erhalten, nämlich Alt- und Neumatzen, Lichtenwerth (im Volksmund kurzweg Lichtwer) genannt) und Kropfsberg.

Es ist einer der schönsten Anblicke, die man im unteren Inntale finden kann, wenn man von dem wundervollen Parke des Schlosses Alt-Matzen hinausblickt und die anderen drei vor sich liegen sieht, das elegante, moderne Neuschloß, das schwere wehrhafte Lichtenwerth, das mitten im Tale steht, wo es einst rings vom Inn umflossen war, und im Hintergrunde das kolossale Viereck der Feste Kropfsberg. Auf eine stattliche lange Geschichte dürfen diese Schlösser zurückschauen, die bis ins römische Altertum reicht. Masciacum hieß die Stätte, wo jetzt Matzen steht. Wie wir es sehen, ist das Schloß freilich weit jünger. Seit 1167 können wir seine Geschichte verfolgen. Damals war es im Besitze der Ritter von Frundsberg, jener Familie, die in Tirol so außerordentlich begütert gewesen ist. Dem imposanten Aeußern des Schlosses, dessen malerische Häusergruppe einen recht altertümlichen Eindruck macht, und über die beherrschend der runde Bergfried in die Höhe steigt, entspricht das interessante Innere mit den drei Höfen. Von ihnen imponiert vor allem der unterste, der Turnierhof, der auf zwei Seiten mit dreistöckigen Arkadengängen umgeben ist die sich auf rauh skulptierte Marmorsäulen stützen. Unter den Gemächern erfreut der Salon mit seinen herrlichen, aus dem Kloster Garsten in Oberösterreich stammenden Renaissancevertäfelungen und einem wertvollen italienischen Deckengemälde. Die „Halle" besitzt noch einen echten gotischen, gemalten Plafond. Bedeutend sind die Kunstschätze, die Schloß Matzen beherbergt. Darunter zeichnet sich ein in der Schloßkapelle befindlicher Kruzifixus aus, der wohl der Dürer-Schule angehört. Entzückend schön ist eine elfenbeinerne Viktoriastatuette, einen halben Meter hoch, eine Arbeit des François du Quesnay (1594 bis 1644); das schöne Stück ist ein Geschenk der Kaiserin Maria Theresia. Aus der Zahl der anderen Kostbarkeiten seien verschiedene gotische Altarschnitzereien genannt; unter den Werken des Kunstgewerbes zeichnet sich eine Kollektion vorzüglicher Zinngeräte aus. Von Interesse sind außer diesen Dingen die großen Sammlungen von Jagdtrophäen. Das Wohnhaus von Neu-Matzen steht dicht neben dem älteren Schlosse und sieht recht schlicht aus. Man könnte es für ein bürgerliches Haus halten, prangten nicht an der Straßenseite die dort angemalten Wappen all der Geschlechter, die diesen Besitz innegehabt haben. Verschieden hiervon ist das Neuschloß, ein von innen und außen gleich eleganter moderner Bau. Die Gartenanlagen gehören auch hier zum Entzückendsten, was man sehen kann.

Von da zum Schlosse Lichtenwerth hinüber sind nur wenige Schritte über eine schöne, üppige Wiese, Schwemmland des Inn, der ehemals hier geflossen ist. Im frühen Mittelalter war Lichtenwerth eine Wasserburg, und wem es etwa doch gelungen wäre, an sie heranzukommen, der durfte sich an den riesigen Mauern den Schädel einstoßen. Noch heute wirkt durch diese gegen Westen fast gar nicht unterbrochene Mauermasse das Schloß äußerst kräftig und bildet mit dem trotzigen Ernst seiner Erscheinung einen fesselnden Kontrast gegen das zierliche Matzener Neuschloß. Leider hat die Silhouette gelitten, weil die beiden großen Bergfriede ihre ursprüngliche Höhe nicht mehr haben. Die Gebäude gruppieren sich um einen reizend malerischen Hof. In luftiger Höhe umgibt ihn der aus dem Mittelalter treulich erhaltene hölzerne Wehrgang, und der Efeu umspinnt mit seinen grünen Ranken all das alte Gemäuer. Das Innere bietet manches Interessante, darunter eine tadellos erhaltene Theaterbühne des 18. Jahrhunderts.

Eine Viertelstunde im Tale aufwärts, oberhalb des Weilers St. Gertrauden, ragt auf einem niederen Hügel Kropfsbergs mächtiges Gemäuer. Ein schweres, ehemals salzburgisches Kastell, kein alter Rittersitz, an dessen Ecken zwei vierkantige Türme der Angriffe harren, die heute freilich nur noch — aber vielleicht energischer als durch die bewaffneten Feinde — durch Bauspekulation drohen könnten. Ein dritter viereckiger Koloß steht als Schildwacht zur Seite. Annäherungen der Außenwelt sind durch hermetischen Verschluß der Burg verhindert. Neben der Ruine, nur wenig von ihr entfernt, steht ein sehr stattliches mehrstöckiges Wohnhaus aus neuerer Zeit, das neben dem alten Bauwerk recht wie ein Zwerg aussieht und dadurch einen guten Maßstab für die Verhältnisse der Ruine abgibt.

Von Kropfsberg aus wandeln wir frisch vorwärts, überschreiten den Inn, gelangen zum Dorfe Straß, bei dem das Zillertal sich öffnet, und kommen bald zum Dorfe Rotholz. Der weite Weg hat tüchtig müde gemacht, und nur der Gedanke an die heilige Notburga kann uns ermuntern, jetzt sofort noch die waldige Berghöhe zu erklimmen, auf der wir die spärlichen Trümmer der alten Rottenburg aus Bäumen und Büschen hervorlugen sehen. Wir sind den Spuren der Heiligen auf unserem bisherigen Wege schon zweimal begegnet. In Rattenberg war es, wo ihr Geburtshaus steht. Endlich sind wir oben. Durch eine Lücke in der alten Ringmauer treten wir in den von Mauertrümmern umzäunten, mit grünem Rasen überzogenen, vom Walde umrauschten Burgbezirk. Westlich steht der Rest des Eckturmes, der als kleiner Nutzraum dient. Der Palas war etwas höher gelegen. An seinen Mauern sind noch Reste von Putzbewurf, der Konsolstein eines Gußerkers, das ist alles. Nein, nicht alles. Bescheiden zur Seite im weiten Burgbezirk steht eine kleine Kapelle der hl. Notburga, vom Fürstbischofe von Brixen 1891 erbaut. Hier erinnert eine lange Inschrift daran, daß die Heilige, die 1265 geboren wurde, auf dem Schlosse Rottenburg mehrere Jahre lang als Köchin diente, sich durch Gottesfurcht, Fleiß, Treue und Nächstenliebe auszeichnete und 1313 starb. Oben in der Burg war ihre Schlaf- und Sterbekammer, die bei zweimaligem Schloßbrande unversehrt blieb und erst 1620 samt der Burg verfiel. Wie wunderbar bewegt uns diese Erinnerung! Und wie wir wieder fast am Fuße des Berges angelangt sind, fällt unser Blick auf ein steinernes Bildstöckl, das der berühmte Münchener Maler Grützner dort neben seiner Villa 1895 hat errichten lassen. Es enthält ein schönes Brustbild der hl. Notburga, die in ihren Händen eine Sichel hält. Eine Inschrift außen erzählt, daß an dieser Stelle einst Ritter Heinrich II. von Rottenburg die gottesfürchtige Magd traf, als sie den Armen vom eigenen Munde abgesparte Speisen brachte. Zornig zieh er sie des Diebstahls. Dafür ward er von Gott verblendet, so daß er statt der Speisen Hobelspäne sah, und statt des Weines Lauge zu trinken vermeinte. Und da er sich und seine hartherzige Hausfrau Ottilia betrogen wähnte, verstieß er die Heilige aus der Burg. Das geschah um 1290, und seitdem war das Glück von der Rottenburg gewichen, bis Notburga wieder aufgenommen wurde. So erzählt die fromme Legende. Die hl. Notburga aber ist bei den armen Leuten zu hoher Ehre gelangt, gleich der hl. Elisabeth von Thüringen, an die ihre Geschichte erinnert.

Im Dorfe Rotholz imponiert am Ufer des Inn ein schöner Bau mit zwei kräftigen Renaissancetürmen, die die Ecken des hufeisenförmigen Komplexes flankieren. Dieses Schloß, Thurneck geheißen, ist einst ein Jagdschloß der Erzherzöge von Tirol gewesen, und dient heute als Landeslehranstalt. Schräg gegenüber liegt Jenbach, von wo eine Zweigbahn zum herrlichen Achensee hinaufführt. Wir aber, dem Laufe des Inn folgend, wandern aus dem wenig anziehenden Städtchen hinaus, denn uns lockt die Pracht des unfern von Bergeshöhe winkenden Schlosses Tratzberg. An wuchtiger Gestalt, an Schönheit seiner Lage wird es von keinem anderen übertroffen, auch nicht am Werte seines Inhaltes, mit dem man höchstens jenen von Alt-Matzen vergleichen könnte. Nichts ist hier unecht, auch das Wiederhergestellte den Regeln der Denkmalpflege aufs beste angepaßt. Im wesentlichen ist Tratzberg ein früherer Renaissancebau, und als solcher einer der besten, die es auf Tiroler Boden gibt. Aber seine Anfänge reichen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Später, und zwar in der Zeit, aus der der jetzige Bau stammt, war das Schloß ein Lieblingsaufenthalt Kaiser Maximilian I. Hier trug sich jenes Ereignis zu, das auch in Theuerdank abgebildet ist, daß Max auf einen frei in die Luft ragenden Balken hinaustrat, um zu zeigen, daß sein Auge und Fuß sicher sei. Und da der Balken abbrach, kam Max doch unversehrt davon. Auch im Fuggerichen Besitze ist das Schloß zeitweise gewesen. An all dies erinnern die prachtvollen Gemächer: die gotische „Fuggerstube" und „Fuggerkammer", der „Habsburger Saal" mit dem um alle Wände laufenden gemalten Stammbaum des Hauses Habsburg. Am Sockel darunter sind springende Hirsche abgebildet, die natürliche Geweihe tragen. Aus dem Geäste des Stammbaumes schauen nicht weniger denn 148 Porträthalbfiguren hervor. Das Ganze ist ein Werk des berühmten Bernhard Strigel von Memmingen (Anfang des 16. Jahrhunderts), abzielend auf eine Huldigung gegen Maximilian I. Dann das „Frauenstübl", der wundervolle Renaissanceraum, der das „Königinzimmer" heißt, die „Iffunghalle", das kunstgeschichtlich interessante „Teufelszimmer", von wo aus man durch ein Fenster in die gotische Schloßkapelle blickt. Im oberen Geschosse interessieren vor allem die Zimmer, die Kaiser Max einst selbst bewohnt hat und in denen noch manches Möbelstück aus seiner Zeit steht. Ueberdies beherbergt das Schloß eine üppige Fülle kostbarster alttirolischer Malereien, Schnitzereien und kunstgewerblicher Stücke. Wollte ich von ihnen und von dem Schlosse Stratzberg überhaupt genauer berichten, es würde eine Aufgabe für sich allein werden.

Weit schweift der entzückte Blick von hier südwärts den Inn hinauf und lockt zu anderen Herrlichkeiten.

△ Das Schwinden stehender Gewässer im Voralpengebiet.

„Da habe ich mitten im Frieden eine Provinz gewonnen," rief einst Friedrich der Große aus, als er auf einem Hügel bei Freienwalde stehend seine Augen über den von ihm in ein lachendes Saatfeld umgewandelten Oderbruch gleiten ließ, und nur zu gern ist der Geschichtsschreiber bereit, diese Kulturtat als herrliches Beispiel für des Preußenkönigs genialen Blick in alle Himmel zu erheben. Und doch birgt sie eine Gefahr in sich, die es fraglich erscheinen läßt, ob man dem Lob des Schriftstellers nicht eine Warnung beifügen sollte, ehe es zu spät ist. Wenn wir uns fragen, woher die große Dürre des vergangenen Jahres kommt, so wird uns ein Kenner der Verhältnisse erzählen, daß nicht bloß die allgemeine sengende Hitze schuld daran war, sondern daß die immer weiter um sich greifende einseitige Entwässerung alles für die Landwirtschaft brauchbaren Bodens ein Hauptteil der Schuld trifft.

Der Zweck dieser Zeilen soll sein, auf die Gefahren hinzuweisen, die ganz besonders den Alpenseen, diesen Kleinodien in den rauhen Felswänden des Gebirges und in den flachen Mulden des Vorlandes des Alpenmassivs, drohen. Warnen sollen sie und Kämpfer sammeln, daß ihre geschichtliche Zukunft nicht gerade so kurz werde, wie ihre geologische Vergangenheit es ist.

Sie sind fast alle Kinder der Eiszeit, also geologisch betrachtet, noch recht jung. Als flache Becken durch den talwärts schiebenden Gletscher aus dem gewachsenen Felsen ausgeschliffen oder durch die Wälle der Endmoränen gestaut, haben sie sich bis in unsere Tage erhalten.

Aber wie lange noch dürfen wir uns an ihren träumerischen Spiegeln erfreuen? Schon hat die Geschichte hier Lücken gerissen in ihre einst so stattliche Zahl. Wo uns alte Kartenwerke noch Kunde geben von Wasserflächen, die noch vor Jahrzehnten das Landschaftsbild belebten, da verrät jetzt höchstens eine sumpfige Wiese dem Wanderer, was für ein Drama sich hier abgespielt hat; ein trauriges Drama, denn das Verschwinden des Sees brachte für Hunderte von Pflanzen- und Tierarten einen langen, furchtbaren Todeskampf.

Der Naturfreund in erster Linie wird dem Verschwinden dieser Bergaugen nachtrauern; sind sie doch eine wahre Fundstätte von allerlei Seltenheiten der Tier- und Pflanzenwelt, die er sonst nirgends wiederfindet. Neben den Birken und Erlen, der Sumpfkiefer und der Legforche fallen besonders die Riedgras- und Schilfarten in die Augen. Der Seerosen weiße Blütensterne schwimmen auf dem klaren Blau oder dem moorigen Braun unseres Seeleins. Und diese See- und Moorpflanzen haben eine ganze Reihe interessanter Wasservögel herbeigelockt, so das seltene Birkwild, den Brachvogel und andere Wasserbewohner. Der Federsee z. B. bildet die Heimat aller in Süddeutschland überhaupt vorkommenden Wasservögel. Die malerische Schönheit unserer Seen haben nicht nur unsere Dichter in zahllosen Versen verewigt; ganze Malergemeinden haben sich schon zusammengeschart, um ihre Reize mit dem Pinsel auch denen zugänglich zu machen, denen es nicht vergönnt ist, dieses Spiel von Sonnenlicht und Wasserdunst, von Himmelsblau und Waldesgrün mit eigenen Augen zu bestaunen. Der Historiker findet fast immer an ihnen alte Kulturzentren: die Pfahlbauten der Eiszeit, die Römerkastelle, die mittelalterliche Stadtburg. Auch der schlichte Wandersmann kann sein Herz nicht verschließen gegen die rätselhaften Reize der ruhigen, unbewegten, träumenden Spiegelfläche draußen.

Und all diese Schönheit soll vergehen nach dem alten Gesetz vom Kreislauf der Natur. Es sind unzählige Mächte, die daran arbeiten. Die Flüsse, deren Wirkung viele von den Seen ihren Ursprung verdanken, füllen mit ihren massenhaft mitgeführten Erd- und Schlammassen das Becken aus, sie nagen mit stetem Tropfenfall den Damm, der all die Wasser staut, langsam, aber sicher durch. Nehmen wir als Beispiel den Bodensee, der einst in viel größerer Ausdehnung das Becken zwischen der Donau und den Schweizer Alpen ausfüllte. Am Südostende des Sees baut der Rhein sein Delta kilometerweise in die Seefläche hinein: Rheineck, das noch im vierten Jahrhundert an den Ufern des Sees lag, liegt heute 4 Kilometer vom Gestade entfernt. Lindau, das früher eine Insel war, wird im Laufe der Zeit durch Ansammlung von Schlamm und durch das Sinken des Wasserspiegels eine Verbindung mit dem Festland erhalten; und dieser Wasserspiegel sinkt immer mehr, je tiefer der Rhein den felsigen Riegel, den er bei Schaffhausen im Rheinfall überwindet, durchnagt. Der Genfersee drang früher im Südosten bis nach St. Maurice vor, und der Neuchatelersee bildet mit den Seen von Biel und Murten ein großes Seetrio, von dem das sumpfige Verbindungsgelände von St. Blaise und Avenches noch Zeugnis ablegt. Auf K. Türsts Karte der Schweiz aus dem Jahre 1497 finden wir noch eine ganze Reihe von Seen und Seelein aufgezeichnet, so den Tugganersee, das Pilatusseelein und viele andere. Bei Rosenheim bildete in der Eiszeit das ganze Inntal ein Seebecken halb so groß wie der Bodensee. Heute noch zeigen uns dies zahlreiche Moore und Sumpfflächen, die in kleinen Mulden zurückgeblieben sind.

Was so vor Jahrhunderten geschah, geschieht heutigen Tages noch. Wir denken da nicht an das plötzliche Verschwinden mancher Seen, deren Eisdamm durchschmilzt und dann die brausenden Wassermassen des Sees mit verheerender Wut talwärts sendet, wie das beim Märjelensee in den Jahren 1860, 1893, 1900 und zuletzt im Jahre 1910 geschah; wir denken mehr an die Arbeit der Torf- und Sumpfmoose auf der einen Seite, und an die zerstörende Menschenhand auf der anderen. Da ist z. B. der Federsee Oberschwabens, 15 Kilometer groß und nur an wenigen Stellen bis zu 3 Meter tief. Heute umgibt ein breiter Sumpfrand die Seefläche, und immer weiter mit Schilf, Riedgräsern und Moosen wird die Fläche verkleinert. Oder sehen wir uns am Südwestufer des Starnbergersees den Frechensee an. Einst der germanischen Göttin Freya geweiht, noch in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein entzückender Seespiegel, in dessen Fläche sich alte, dunkle Tannenriesen wiederspiegelten, ist er heute nur noch eine weite Schilffläche, in deren Röhricht traurig der Wind spielt. Oder nehmen wir den Kochelsee, den die massigen Bergformen des Herzogenstandes und des Jochberges umranden: er versumpft immer mehr an seinem Nordende, wo sein schilfbewachsenes Ufer in die Moosflächen *) der Loisach übergeht.

Aber der gefährlichste Feind dieser Seen und der sie umgebenden Sumpf- und Moorlandschaften mit den vielen einzigartigen, nur hier lebenden Tieren und Pflanzen, ist immer noch der Mensch. Er glaubt dem Lauf der Dinge, der Versumpfung und Vermoorung noch nachhelfen zu müssen, indem er diesen Boden auszubeuten und womöglich zu Wiesen und Ackerfeld umzuarbeiten versucht. Er beschleunigt das Verlanden, indem er den Abfluß des Sees immer tiefer legt, er baut Abwässergräben in das Moor hinaus, und nach wenigen Jahren ist dadurch der Grundwasserspiegel so gesunken, daß Pflanzen und Tiere absterben oder auswandern. Noch vor wenigen Jahren konnte man im Norden Münchens ein solches Eldorado für Naturfreunde bewundern: Ein riesiges Moos zwischen Dachau und Schleißheim, dessen eigenartige Zauber manchen versonnen Wanderer hinauslockten in seine einsame Schönheit. Heute sieht man dort Bauern, die im Schweiße ihres Angesichts aus diesen mittelmäßigen Wiesen ihren Pachtzins herauszuschlagen suchen. Schon 1853 beschlossen die beteiligten Schweizer Gemeinden, den Egolzwilersee abzugraben, das jetzige Wauwyler Moos. Dem Wagingersee und dem Abtsdorfersee gräbt man auch das Wasser ab, beim Federsee will man den Abfluß zur Streugewinnung tiefer legen. Trostlos ist die Zukunft, der der Herrenchiemsee, Bayerns größte Wasserfläche, entgegengeht. Faules Altwasser umgibt die Insel und das moosige Südufer des von so vielen Malern Münchens in all seinen verschiedenen Stimmungen und Beleuchtungen wiedergegebenen Sees. Auch ihn will man tiefer legen, um die häufigen Ueberschwemmungen des flachen Südufers zu verhüten. Der kleine Lüscherssee auf dem Graubündener Heinzenberg, der freilich manche verheerende Rutschung verschuldet hat, wird durch einen Stollen abgezapft und geht auf immer für uns verloren. Um den Silsersee im Oberengadin, der technischen Plänen zum Opfer fallen sollte, hat man mit Erbitterung gekämpft . . .

Und was sind die Folgen dieser immer weiter fortschreitenden Entwässerung des Voralpengebiets: Nicht nur, daß der Naturfreund, der Künstler, der Historiker diese Schönheiten für immer verliert. Auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus bildet die Tatsache eine drohende Gefahr; ist es doch eine altbekannte Tatsache, daß zahlreiche ruhende Wasseroberflächen in einem Land und der damit zusammenhängende Feuchtigkeitsgehalt der Luft von unschätzbarem Wert für eine gleichmäßige Witterung des betr. Landstriches sind. Nicht nur, daß reichlicher Tau den Pflanzenwuchs fördert, und daß dem Boden durch unmittelbare Aufsaugung des Wasserdunstes viel Feuchtigkeit zugeführt wird, dieser Dunst bildet auch gewissermaßen eine Brücke zu den Wolken, die droben in höheren Luftschichten entlang ziehen und ihren Segen viel eher dort niederfallen lassen, wo ihnen die Feuchtigkeit der Luft die Regenbildung erleichtert. Alles Gründe genug, um mit Energie einmal der allgemeinen, von staatlicher Seite noch unterstützten Entwässerung Einhalt zu gebieten, darauf aufmerksam zu machen, welche Gefahr damit unserer Heimat immer näher rückt. Muß denn notwendig Mitteleuropa zur Wüste werden? Höchste Zeit ist es, da noch zu retten, was noch zu retten ist.

Es ist ja schon manches in diesem Sinne geschehen: nicht etwa, als ob neue, kleine Fischweiher von einigen Quadratmetern Oberfläche, wie man sie in den letzten Jahren häufig neu anlegte, irgend welche Bedeutung für Klima und Volkswirtschaft hätten, dazu sind sie viel zu klein. Die Natur selbst kommt uns hier manchmal entgegen, indem sie neue Seen schafft; wir brauchen nur an den neuen Gadmersee zu erinnern, der vor kaum einem Jahr durch abgelösten Schutt und Steinmassen aufgestaut wurde und sich in wunderbarer Harmonie dem Landschaftsbilde einfügt. An manchen Stellen arbeitet der Mensch selbst schon gegen die Naturkräfte, die ihm den Wasserreichtum des Landes nehmen wollen. Im Bodensee und in den größeren Schweizerischen Seen kämpfen große Baggermaschinen gegen die Versandung des Beckens. In der Mark Brandenburg hat die Forstverwaltung den Plagesee als Naturdenkmal zur Erhaltung im jetzigen Zustand reserviert, am Federsee hat der Bund für Vogelschutz (Frau Kommerzienrat Hähnle in Stuttgart, Jägerstraße 34) ein Reservat von 23 Hektar angekauft und dadurch nicht nur die Brutstätte von Tausenden von Wasservögeln und die typische, überaus reiche Hochmoorflora gerettet, sondern auch den See vor dem Verschwinden bewahrt; die Streubauern der Umgegend hatten sich nämlich mit der Absicht getragen, den in nassen Jahren überhaupt nicht, in trockenen Sommern nur sehr schwer zu begehenden Sumpf zur Streugewinnung dadurch zugänglich zu machen, daß sie seinen Abfluß tiefer legten.

Freilich, wie gefährlich auch das Verschwinden zahlreicher Seen für die Witterung und für das Wohl unseres Volkes ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß die größte Gefahr in der künstlichen Beschleunigung des Wasserablaufs durch Korrektion der früher in viel tausend Schlangenwindungen dem Meer zustrebenden Bächen und Flüssen besteht. Aber es wird vergebliche Mühe sein, auch hier diesem raschen Austrocknen des Wasserbodens und der Trockenlegung Einhalt zu gebieten. Die Ansammlung ungeheurer Menschenmassen in den Industriestädten, die Verwendung der Wasserkräfte in Fabriken und Elektrizitätswerken bedingen hier ein Arbeiten der Kulturpioniere gegen das Interesse der Landwirtschaft und der Volksgesundheit; aber droben in den einsamen, weltabgeschiedenen Berghöhen, wo die Kultur mit ihrem scharfen Fordern noch nicht so streng an den Menschen herantritt, dort gilt es zu beobachten und zu arbeiten, daß unser Vaterland nicht das Schicksal südlicher Länder teile, daß es keine Wüste werde.

*) „Moos", wird in Süddeutschland auch als gleichbedeutend mit „Moor" gebraucht.

c. Bettelbriefe.

In der guten alten Zeit mit ihren oft naiven Lebensformen und Rechtsnormen war das Betteln nicht ohne weiteres ein schimpfliches Gewerbe; ebensowenig wie es das heute in manchen südlichen Ländern ist. In einigen Gegenden Deutschlands herrschte die von der Reichspolizeiordnung aus dem Jahre 1530 erlaubte Sitte, daß Gemeinden, die viele Arme hatten, diesen „Bettelpässe" ausstellten, mit denen sie dann, Mitleid und Gaben heischend, durch das Land zogen. Auch noch heute nimmt der Bettelbrief in der privaten Wohltätigkeit einen breiten Raum ein. Für viele, die weder arm noch sonst unterstützungswürdig sind, bildet er das Mittel zu einer bequemen und oft nichts weniger als bedürftigen Lebensführung. Die große und gut organisierte „Zentrale für private Fürsorge" in Berlin berichtet in ihrem neuesten Jahresbericht, daß das Gewerbe der Bettler noch immer ein einträgliches ist und fortgesetzt ein großes und folgenschweres Hindernis aller geordneten Armen- und Wohlfahrtspflege bildet.

Nach den ausgedehnten Erfahrungen der Berliner Fürsorgestelle rächen sich auch auf diesem Gebiete die Sünden der Eltern an den Kindern. Die Eltern beginnen mit der Bettelei, die Kinder lernen es, verlieren völlig die Lust zu ehrlicher Arbeit, werden liederlich; und indem sie immer tiefer sinken, werden sie eine schlimmere Last für die Allgemeinheit als die Kranken und Siechen. Das Unterstützen ohne Prüfung der Verhältnisse ist natürlich mit schuldig an dieser Entwicklung; denn ohne planloses Almosengeben würden es die gewerbsmäßigen Bettelbriefschreiber schwer haben. Es gibt auch noch heute skrupellose Leute, die mit solchem Erfolg auf die Leichtgläubigkeit und Bequemlichkeit ihrer wohlhabenden Mitmenschen spekulieren, daß sie ein förmliches Bureau für Bettelbriefschreiben einrichteten. So erzählt die Berliner Fürsorgestelle von einem Blinden, der ihr seit Jahren als einer der größten und dreistesten Bettelbriefschreiber viel zu schaffen macht. Blindheit wird stets das größte Mitleid erwecken, wo sie geduldig getragen wird; jenem Blinden wurde sie der Vorwand für weitausgedehnte Betteleien. Obwohl verheiratet, lebte er mit einer „Freundin" zusammen, die ihm bei seinem im großen betriebenen Bettel half. Er unterhielt für diesen ein Bureau, für das er Schreiberinnen zum Vervielfältigen der Bettelbriefe durch Zeitungsanzeigen suchte und fand. Die Gesuche wurden zu Tausenden hergestellt, und er scheint sie noch heute nach einer gewissen Ordnung an bestimmte Berufsgruppen, wie Juristen, Geistliche, Ärzte und höhere Beamtenkreise, Schriftsteller usw., zu verschicken. Um die Bettelei zu verschleiern, versendet er unter einem Namen, der ein Anagramm seines wirklichen bildet, ein Bändchen von ihm verfaßter Novellen, mit wehleidigem Anschreiben, das die Mildtätigkeit wachrufen soll. Noch in letzter Zeit haben zahlreiche Personen in Dresden und Umgegend derartige Sendungen mit Bettelbrief aus einem in der Nähe Dresdens belegenen Orte erhalten. Dieser blinde Bettelbriefschreiber wechselt seinen Wohnort, sobald ihm irgendwo der Boden zu heiß wird. So hat er sein Geschäft, außer in Berlin, von Frankfurt a. M., München, Hamburg und Dresden aus betrieben. Er veranlaßt die Zeitungen zu Aufrufen zu seinen Gunsten, weiß Wohlfahrtseinrichtungen der verschiedenen Konfessionen, wie die Geistlichen persönlich, für sich zu interessieren, so daß ihm von allen Seiten beträchtliche Unterstützungen zufließen. Der Fürsorgeverein legte ihm wiederholt nahe, seine junge „Freundin" zu entlassen und seine umfangreichen Sprachkenntnisse durch Unterrichtgeben zu verwerten. Das alles wurde abgelehnt. — Die Familie eines angeblich schuldlos stellenlos gewordenen Kaufmanns erwarb durch Bettelbriefe soviel, daß drei erwerbsfähige Menschen „sehr gut, ja zeitweise verschwenderisch" leben konnten. Diese Familie ist außerordentlich findig im Aufsuchen von Adressen der Wohltäter. Es werden zu diesem Zweck die Zeitungen durchgesehen und die Unterschriften unter öffentlichen Sammlungen, die Mitteilungen über öffentliche Auszeichnungen benutzt, um an die betreffenden Personen Bettelbriefe zu richten. Bald heißt es in ihnen, der stellenlose Mann habe sechs hungernde Kinder zu ernähren, bald soll der Mann schwer krank sein und es wird um eine Gabe gebeten, ihn seiner Familie zu erhalten. — Ein früherer Straßenbahnschaffner hatte schon als ganz junger arbeitsfähiger, aber arbeitsscheuer Mann Bettelbriefe geschrieben. Er setzte das Geschäft später mit seiner erwachsenen Tochter fort und berief sich darauf, daß er fünf Kinder zu ernähren habe, obgleich ihm das Erziehungsrecht über die vier jüngsten gerichtlich aberkannt war. Wegen Sittlichkeitsverbrechens wurde er zu 1½ Jahr Zuchthaus und später mit seiner Tochter wegen Erpressung zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt. Trotzdem ging das Bettelbriefgeschäft nach Verbüßung dieser Strafen wieder so gut, daß die Berliner Fürsorgestelle öffentlich vor ihm warnen mußte; bis heute erfolglos. Dieser Bettler versteht einen so würdigen Eindruck zu machen und sich als derart unterstützungsbedürftig hinzustellen, daß ihm noch heute von einzelnen Stellen regelmäßige Unterstützungen zufließen. — Eine Trinkerfamilie verschickte ganze Stöße von Bettelbriefen. Der Mann bezog eine Unfallrente von monatlich 68 ℳ und war ein sehr roher Mensch. Zwei erwachsene Töchter verdienten, so daß die Einnahme der Familie eine ausreichende bei entsprechender Wirtschaftlichkeit gewesen wäre. Kamen auf einen Bettelbrief Besucher, so wurden diese in die Küche geführt und der Mann kroch schleunigst ins Bett und spielte den Schwerkranken. Die in Menge geschenkten Kleidungsstücke wurden verkauft oder auf das Leihaus getragen. — Eine auf der schwarzen Liste der Armenbehörde stehende gewerbsmäßige Bettelbriefschreiberin fand eine gelehrige Schülerin an ihrer Schwiegertochter, die das Gewerbe ihrer Schwiegermutter nach deren Tode eifrig fortsetzte. — Ein Kaufmann lebt vom Bettelbriefschreiben, indem er angibt, in Wien wegen Krankheit stellenlos geworden zu sein. Er wechselt dabei die Berufe. Bald nennt er sich Musiker, bald Ingenieur oder Maler, der angeblich eine Stellung antreten will, dazu eines guten Anzuges und einiger Geldmittel bedarf. Die Angaben sind, wie sich herausstellte, sämtlich erlogen. Etwa geschenkte Anzüge verkauft er. Auch seine Namen wechselt er.

Das sind nur einige aktenmäßig belegte Beispiele aus der langen und stets wechselnden Reihe der Bettelbriefschreiber. Viele von ihnen betrachten, nach allen Erfahrungen, ihre Tätigkeit als einen dauernden Beruf, dessen Technik sie sich immer mehr zu eigen zu machen suchen und den sie einrichten und ausgestalten wie etwa ein biederer Handwerksmeister sein Geschäft. Andere schreiben Bettelbriefe nur bei besonderen Gelegenheiten, aber auch unter schwindelhaften Angaben, wie eine in Berlin wohnende Oberlehrerin, die durch Bittgesuche an wohlhabende und als wohltätig bekannte Personen in kurzer Zeit, soweit es nachgeprüft werden konnte, mindestens 12 000 ℳ zusammenbrachte, angeblich um sich aus Wuchererhänden zu befreien.

Die Berliner Fürsorgestelle schließt ihre reichen Erfahrungen über die Bettelbriefschreiber mit der berechtigten Mahnung: „Mögen die Geber sich auch vielleicht darüber hinwegsetzen, daß ihre Gaben Unwürdigen zuteil wurden, so ist es im Interesse einer geordneten Wohlfahrtspflege doch sehr zu bedauern, daß eine solche Verschwendung von Mitteln noch immer stattfindet, die anderen wirklich hilfsbedürftigen und zahlreichen ungenügend fundierten Wohlfahrtseinrichtungen fehlen. Wir bitten daher, niemals ohne Prüfung der Verhältnisse zu geben."

Luftschiffahrt.

× **Was tut not?** Es wird uns geschrieben: „Die deutschen Flugveranstaltungen der letzten Wochen, der Nordwestflug und der Flug Berlin-Wien, sind leider nicht vom Glück begünstigt gewesen, und die Tatsache, daß der Nordwestflug verschoben werden mußte, dürfte bei unseren ausländischen Wettbewerbern auf diesem Gebiete eine nicht besonders liebevolle Kritik hervorrufen. Die Vorgänge lenken daher von selbst die Aufmerksamkeit in verstärktem Maße auf die Zwecke der Nationalflugspende. Beide Flugveranstaltungen beweisen aufs deutlichste, daß wir noch lange nicht Herren des Luftmeeres sind, daß es vielmehr der Bearbeitung großer und noch völlig ungelöster Probleme bedarf, um zunächst auch nur die Gefahren für Leben und Gesundheit der Flieger zu vermindern und damit das Flugzeug erst zu einem wirklich wertvollen, zuverlässigen Verkehrsmittel zu machen. **Die Mittel hierfür soll die Nationalflugspende aufbringen.** Beide Flugveranstaltungen haben aber auch bewiesen, daß die Zahl der deutschen Flieger noch bei weitem nicht ausreichend ist, um die auch für die nationale Verteidigung immer dringender werdenden Aufgaben der Flugzeuge zu erfüllen. Mit acht Piloten — darunter die Hälfte Ausländer —, die am vergangenen Sonntag endgültig zum Fluge Berlin-Wien starteten, läßt sich naturgemäß kein günstiges Ergebnis erzielen. Dazu ist der Prozentsatz derer, die durch Unglücksfälle, Motordefekte und sonstige widrige Umstände ausscheiden, viel zu groß. Frankreich mit seiner mehr als dreifach überlegenen Fliegerzahl ist uns gegenüber stets in der Lage, sich in allen Fällen wenigstens äußerlich ein besseres Ergebnis zu sichern. Es gilt daher, die Zahl der deutschen Flieger nach Möglichkeit zu verstärken und sie mindestens auf eine dem Verhältnis der Bevölkerungsziffer der beiden Nachbarländer entsprechende Höhe zu bringen. An Wagemut fehlt es dem deutschen Volke wahrlich nicht, es mangelte bisher nur an den notwendigen Mitteln zur Ausbildung von Privatfliegern und an der so wichtigen und unerläßlichen Versorgung der Hinterbliebenen derer, die dem gefahrvollen Berufe zum Opfer gefallen sind. Diese Mittel aufzubringen, wird eine weitere Aufgabe der Nationalflugspende bilden. Die Flugveranstaltungen haben denn auch gezeigt, daß die deutsche Flugzeugindustrie noch tatkräftiger Unterstützung bedarf, um den Grad der Vollkommenheit zu erreichen, der für ein zuverlässiges, betriebssicheres Flugzeug verlangt werden muß. Von den wenigen Maschinen, die ihr von Privaten und auch von der Heeresverwaltung in Auftrag gegeben werden, kann sie nicht gedeihen. Der Erfinderdrang unserer Flugzeugingenieure muß geweckt, angeregt und belohnt werden durch ansehnliche Preise, die Flugzeugindustrie muß lohnend gemacht werden, indem immer weitere Kreise dem Flugwesen gewonnen werden. Auch in dieser Richtung fördernd zu wirken, liegt im Programm der Nationalflugspende. Der Aufruf an das deutsche Volk ist nicht ohne Widerhall geblieben. Weite Kreise haben sich in den Dienst der vaterländischen Sache gestellt. Aber die bis jetzt aufgebrachten Summen genügen noch bei weitem nicht, um den großen, der Nationalflugspende gestellten Aufgaben gerecht werden zu können. Dazu kommt die große politische Bedeutung der Nationalflugspende. Sie darf nicht nur ein genügendes Ergebnis erzielen, sondern muß sich als ein achtunggebietender, des großen Volkes würdiger Erfolg darstellen. Sie muß der ganzen Welt zeigen, daß Deutschland freudig gewillt ist, die Mittel aufzubringen, die für diese nationalen Zwecke erforderlich sind. Deshalb trage jeder nach seinen Kräften zum Gelingen des vaterländischen Werkes bei!"

Vermischtes.

ar. **Eine Millionenerwerbung des Berliner Kaiser Friedrich-Museums.** Aus Madrid kommt die für das Berliner Museum höchst erfreuliche Nachricht, daß das kostbare Bild des großen altniederländischen Meisters Hugo van der Goes die Anbetung der Könige aus Monforte im spanischen Galizien mit Zustimmung des Staatsrates nach Berlin gebracht werden wird. Schon vor zwei Jahren hatte das Museum einen rechtsgültigen Verkaufsvertrag für eine Millionensumme — man sprach mit starker Uebertreibung von 1 800 000 Francs — abgeschlossen, die Regierung und der Kaiser, der sich eine Photographie vorlegen ließ, setzten sich für den Ankauf ein, aber an den komplizierten Besitzverhältnissen in Monforte drohte die Erwerbung zu scheitern. Seit 1593 hängt die Tafel als Stiftung des Erzbischofs von Sevilla Rodriguez de Castro in Monforte, dessen Kloster und Kirche in jenem Jahre gegründet wurde. Woher das Bild kam und wie es in den Besitz des Erzbischofs gelangte, ist nicht bekannt. Die Jesuiten machten dann aus dem Kloster ein Kollegium, und das bestand bis zu ihrer Austreibung aus Spanien, bis 1767. Nun wurde das Kloster in ein Seminar, dann in ein Laienkollegium umgewandelt und seit vierzig Jahren beherbergt es die Schule der Patres der Escuelas Pias, genannt Escolapios, die es nun verkaufen wollten. Einspruch erhob das gräfliche Haus Lemos, dessen Damen seit dem 18. Jahrhundert das Patronat haben, und der Herzog von Alba, der den Titel eines Grafen von Lemos führt, der Magistrat von Monforte und die spanische Regierung, die das Bild für den Prado beanspruchte und ein Ausfuhrverbot erlassen wollte; denn sie übernahm bei der Austreibung der Jesuiten deren Besitz. Das Berliner Museum hielt sich an die Patres. Der Herzog von Alba aber veranlaßte das Kabinett Canalejas zu einem Einspruch gegen den Verkauf. Das so heiß umstrittene Werk hat eine Größe

von nicht weniger als zwei zu drei Metern. Es zeigt also das ... Breitformat, das der Meister in seinen anderen Hauptwerken bevorzugte. Auf dem etwa 1470 entstandenen Bilde sitzt Maria vor der Ruine der Hütte, eine hohe schlanke Gestalt, und auf dem Schoß hält sie das nackte, lebhaft zappelnde Kind. Der Knabe wendet den von rechts herankommenden heiligen drei Königen kein besonderes Interesse zu; er kehrt sich etwas nach links, wo der Nährvater Josef vor Staunen in die Knie gesunken ist. Dahinter öffnet sich ein reizvoller Ausblick in eine Dorflandschaft mit einem Teich, und hier wird das Gefolge der Könige sichtbar. Neben der Mutter hat sich der älteste König auf die Knie niedergelassen und seine Geschenke neben seinem Hut vorn auf einem Stein deponiert. Der mittlere König ist eben im Begriff hinzuknien und nimmt sein Mitgebrachtes von einem Begleiter in Empfang. Ganz rechts kommt die ritterliche Gestalt des königlichen Mohren herauf. Hinter den Fürsten erscheinen einige Leute ihres Gefolges, wie die Könige selbst mit prachtvoll durchgearbeiteten Köpfen von deutlichem Porträtcharakter. Die Neuerwerbung bedeutet eine prachtvolle Bereicherung für die Berliner Sammlung, die bekanntlich vom Genter Altar an den reichsten Besitz an Werken der Alt-Niederländer birgt. Sie hat auch schon eine Tafel des Goes, die ihm allerdings von Voll abgestrittene Anbetung der Hirten, die gleichfalls aus Spanien stammt und einst auf demselben Altar in Monforte stand, wie die neuerworbene Anbetung der Könige.

Die größte Talsperre Deutschlands geht ihrer Vollendung entgegen. Sie befindet sich im Gebiet des Bobers, bei Mauer zwischen Hirschberg und Lähn im Riesengebirge. Die Mauer der Sperre hat eine Grundstärke von 50,3 Meter; nach oben verjüngt sie sich auf 7,2 Meter; ihre ganze Höhe beträgt rund 50 Meter. Das Niederschlagsgebiet, das die Talsperre abfangen soll, beläuft sich auf über 1200 Quadratkilometer und die Aufnahmefähigkeit des Staubeckens wird nicht weniger als 50 Millionen Kubikmeter groß sein. Damit wird die Talsperre bei Mauer nicht nur die größte in Schlesien, sondern auch in Deutschland sein; denn die bisher größte, die Urftalsperre in der Eifel faßt nur 45,5 Millionen Kubikmeter. Die neue Stauanlage ist für die Provinz Schlesien von der hervorragendsten Bedeutung. Sie reguliert den gefährlichsten Gebirgsstrom, der bei allen großen Hochwassern bisher enormen Schaden angerichtet hat. Ferner wird in Verbindung mit der Sperre ein elektrisches Kraftwerk errichtet, das bei geringer Füllung 2000 bis 3000 Pferdekräfte, bei Hochwasser bis 7200 Pferdekräfte erzeugen kann. Das ganze Riesengebirge und weite, anliegende Bezirke werden dann in elektrischer Beleuchtung erstrahlen. Ferner ist beschlossen, eine Verbindung der beiden Kraftwerke bei Mauer und Marklissa herzustellen, so daß dann im Höchstfalle bis 10 000 Pferdestärke zur Verfügung stehen werden. Dieses Werk soll den Namen „Elektrizitätswerk des Provinzialverbandes der Provinz Schlesien" führen. Ohne Zweifel werden Landwirtschaft, Industrie und Handwerk bedeutende Vorteile aus diesem Riesenwerk ziehen, wie auch der Besuch dieser herrlichen Gegend steigen wird. (K. V.)

Mannschaftskapitäne. Die Cunard-Gesellschaft hat beschlossen, einige ihrer Schiffe mit zwei Kapitänen zu versehen, und zwar wird der Zweite der sog. Mannschaftskapitän sein. Mannschaftskapitäne sind, so schreibt man der „K. Z.", erfahrene Schiffsführer, die schon die Leitung anderer Schiffe in Händen hatten. Ihre Pflicht wird sein, sich mit dem Drill der Mannschaft zu beschäftigen und Besichtigungen und Prüfungen vorzunehmen, so daß dem eigentlichen Schiffsführer mehr Zeit gelassen wird, sich mit der Navigation zu befassen. Bisher hat diese Gesellschaft auf ihren Schiffen sieben Offiziere gehabt, die dem Kapitän solche Pflichten, wie z. B. die dauernde Ueberwachung der einzelnen Teile des Dampfers, die regelmäßige Prüfung der Rettungs- und Sicherheitsvorrichtungen und die Aufsicht über den Boots- und Feuerdrill abnahmen, aber stets unter der Verantwortung des Kapitäns handelten.

Hochschul-Nachrichten.

= Professor Dr. Karl v. Noorden, Direktor der ersten medizinischen Klinik an der **Wiener** Universität, wird im Oktober 1912 auf Einladung der Newyork Post-Graduate Medical School eine Reihe von Vorträgen in **Newyork** über Fortschritte auf dem Gebiete der Ernährungsstörungen halten. Als Nachfolger von Geheimrat Prof. Dr.-Ing. Arnold wurde der Oberingenieur und Abteilungsleiter der Maffei-Schwarzkopfwerke in Berlin Rudolf Richter vom 1. Oktober 1912 ab zum ordentlichen Professor für Elektrotechnik und Direktor des elektrotechnischen Instituts an der Technischen Hochschule in **Karlsruhe** berufen. Professor Dr. Karl Brugmann, dem vom König von Sachsen der Titel und Rang als Geheimer Rat verliehen wurde, ist seit Ostern 1887 ordentlicher Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft an der Universität **Leipzig**. Der Gelehrte ist Begründer und Mitherausgeber der Zeitschrift „Indogermanische Forschungen". Der bisherige hauptamtliche Dozent an der Handelshochschule zu Mannheim Professor Dr. Albert Calmes ist vom Wintersemester 1912/13 zum ordentlichen Professor für Handelswissenschaften an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in **Frankfurt a. M.** berufen worden. Der höheren katholischen Lehranstalt **Lyceum Hosianum** zu Braunsberg ist der Name „Königliche Akademie zu Braunsberg" beigelegt worden.

Literarisches.

✗ **Hermann Burte: Wiltfeber der ewige Deutsche.** Die Geschichte eines Heimatsuchers. Verlag G. K. Sarasin, Leipzig. Preis 4 M; gebd. 5 M.

Der Held des Romans kehrt nach langer Abwesenheit in die Heimat zurück und mißt mit dem Maße des Mannes die Idee der Heimat, die er aus der Jugend mitgenommen. Enttäuschung auf der ganzen Linie ist sein Los. Neben sprachlich und ethisch Gutem enthält das Buch als Erkenntnis- und Bekenntnisbuch gar manches auf religiösem und sittlichem Gebiete, das es — abgesehen von reifen, gebildeten Männern — für katholische Leser ungeeignet macht. W.

✗ In den letzten Jahren ist in der Oeffentlichkeit und namentlich in der Presse immer lauter der Ruf nach staatsbürgerlicher Erziehung erhoben worden. Stehen doch leider recht viele Gebildete noch immer dem öffentlichen Leben gleichgültig und verständnislos gegenüber und wer sich die Mühe gibt, in dieser Hinsicht Stichproben vorzunehmen, der kommt aus dem Kopfschütteln über die Unwissenheit, die in jenen Kreisen vielfach zu Hause ist, nicht mehr heraus. Namentlich Studierende pflegen sich nicht selten durch eine haarsträubende Unkenntnis in staatsbürgerlichen Fragen hervorzutun. Man lese nur als Beleg für diese Behauptung den Artikel: Staatsbürgerliche Erziehung in der deutschen Studentenschaft, den Dr. Alfons Schmidt soeben im Juniheft des **„Aar"** (Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg) veröffentlicht hat. Der Verfasser deckt freimütig die herrschenden Mängel auf, kennt anderseits aber auch an, daß in der deutschen Studentenschaft und nicht zuletzt von katholischen Studentenverbänden schon manches zur Besserung der Verhältnisse geschehen ist. Aber es muß noch viel mehr geleistet werden, um die deutschen Studenten staatsbürgerlich so zu schulen, daß sie hinter den politisch oft sehr gewandten Arbeitern nicht zurückzustehen brauchen. Der Artikel Dr. Schmidts ist nicht nur wegen der behandelten Materie an sich lesenswert, sondern auch weil er die richtige Auffassung in eine höchst wichtige und zeitgemäße Frage hineinträgt. Katholischen Studenten, aber auch allen katholischen Männern, die vermöge ihrer Bildung und ihres gesellschaftlichen Ranges werktätig mithelfen können, sei die Lektüre des Artikels auf angelegentlichste empfohlen. Von dem übrigen reichen Inhalt des Juniheftes möge noch erwähnt werden: Das lateinische Amerika, eine künftige Großmacht, von Dr. Uebelhör. — Wilhelm Ostwald und der Kulturbegriff, von Dr. P. Rupert Haenni. — Louis Pasteur und die Lehre von der Urzeugung, von Dr. Killermann. — Engelbert Humperdinck von Max Hermann. — Joh. Michael Sailer in seinen Briefen, von Univ.-Prof. Dr. Rem. Stölzle. — Zwei prächtig illustr. Artikel: J. A. D. Ingres von Oktave Uzanne — und Schlesische Klöster von Fr. Mielert, sowie drei feine Kunstbeilagen zieren das 9. Heft der schönen Regensburger Revue. Dr. F.

♂ **„Der Guckkasten,** Illustrierte Wochenschrift für Humor, Kunst und Leben" in Berlin bringt auf dem Titelblatt seines 16. Heftes ein Buntbild „Heuernte" von E. Henseler, in dessen Mittelpunkt eine lebensvolle Mäherin steht. Von besonderem Reiz in den Farben ist ein Reiterbild „Schwieriges Gelände" von E. Zimmer. — An den Rhein führt Hans Rud. Schulze mit der charakteristischen Wiedergabe von Alt Bacharach. Aus dem Text ist die an erster Stelle stehende allerliebste Humoreske: „Das Zebra" hervorzuheben, mit der Eustachius seine vielen Freunde besonders erfreuen wird. Beiträge in Poesie und Versen von Joseph Faßbinder, Hans Rößler, „Huckebein" und anderen, machen auch diesmal wieder den Inhalt des überaus sorgfältig ausgestatteten Heftes zu einem sehr reichhaltigen.

✗ **Paul Kellers Monatsblätter „Die Bergstadt"** werden vom 1. Oktober ab in der Verlagsanstalt Dr. Eduard Rose in Breslau, Neurode und Leipzig erscheinen. Der soeben zur Versendung gelangte Prospekt, für den Prof. Otto F. Probst eine stimmungsvolle, das Programm der neuen Zeitschrift in romantischem Landschaftsbild widerspiegelnde Zeichnung geliefert hat, enthält eine prächtige Plauderei des Herausgebers, die in behaglicher Mischung von Ernst und Humor über die Ziele berichtet, die er in seinen Monatsblättern verfolgen will. Danach soll diese künstlerisch illustrierte Zeitschrift ein durchaus eigenartiges Gepräge erhalten. Der Preis wird 2,50 M vierteljährlich betragen; einzelne Hefte werden 1 M kosten. Prospekte sind von der Redaktion, Breslau XVI, kostenlos zu beziehen.

✤ **Zwei westfälische Humoristen.** Eine Plauderei von Dr. J. Bauer. Münster i. W. Verlag F. Hellmann.

Eine Charakteristik zweier bekannter westfälischer Geistlichen-Originale, — Lügenschmidt und Bendix Bortefeld — von denen der Verfasser in frischem Plauderton eine Anzahl prächtiger Anekdoten erzählt. Auf literarische Werte will das Büchlein keinen Anspruch erheben, dürfte aber den Lesern eine vergnügte Stunde bereiten. W.

Landwirtschaftliche Mitteilungen.

Allgemeiner Getreide-Wochenbericht der Preisberichtsstelle des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Der amtliche Bericht über den Saatenstand in Preußen entsprach zwar insofern nicht ganz den Erwartungen des Getreidehandels, als der Winterroggen keine bessere Note als im Vormonat erhalten hat, aber im ganzen und großen beurteilen die amtlichen Stellen die Ernteaussichten durchaus nicht ungünstig, und das seit Anfang Juni herrschende sommerlich warme Wetter hat zweifellos eine weitere Besserung des Felderstandes bewirkt. Umso bemerkenswerter ist die feste Tendenz, die in der letzten Woche sowohl für Weizen als auch für Roggen auf den deutschen Märkten zu beobachten war. Was zunächst Weizen betrifft, so haben wir bereits im vorigen Wochenberichte auf die Erschöpfung des inländischen Angebots hingewiesen und als charakteristisch den Umstand hervorgehoben, daß Schlesien, die bis vor kurzem leistungsfähigste Provinz, nunmehr selbst der Notwendigkeit gegenüber steht, ausländischen Weizen heranziehen zu müssen. Inzwischen hält die Nachfrage Frankreichs nach deutschem Weizen weiter an, und da die Beschaffung des dazu erforderlichen Materials im Inlande immer schwerer wird und der größte Teil des Berliner Lagers bereits von Exportfirmen mit Beschlag belegt ist, so mußte man gegen die zuletzt gemachten Abschlüsse am Lieferungsmarkte Deckung suchen. Infolgedessen ist Julilieferung in der letzten Woche von Mk. 225½ auf Mk. 229½ gestiegen, das ist ein Preis, der wohl den Bezug von argentinischem, nicht aber von gutem Inlandsweizen gestattet. Es fragt sich nun, ob das südamerikanische Material, das zu Andienungszwecken herangezogen werden muß, den kontraktlichen Anforderungen entsprechen dürfte. Während auf Basis des Julipreises aber immerhin eine Bezugsmöglichkeit besteht, ist von einer Importparität bei dem ca. 23 Mark niedrigeren Septemberpreise keine Rede, ein Umstand, der die Abgeber für Herbstlieferung umso vorsichtiger macht, als es angesichts der erschöpften Vorräte an gutem Absatz und eventuell auch an Exportgelegenheit für den neuen Weizen nicht fehlen dürfte.

Wie bereits erwähnt, ging die Anregung zur Festigkeit von den französischen Käufen aus, die sich zuletzt wieder in stärkerem Maße auf fällige oder an der englischen Küste angekommene australische Ladungen erstreckten. Es scheint, daß Frankreich mit seinen Vorräten zu Ende und jetzt vollständig auf den Bezug ausländischen Weizens angewiesen ist. Für die heute gemeldete erhebliche Preissteigerung dürften allerdings auch Besorgnisse wegen der Saaten maßgebend gewesen sein, denn schon seit einiger Zeit wird über kühles und regnerisches Wetter geklagt, das die Ausbreitung von Rost begünstigt und das Getreide zu lagern droht. Die Rückwirkung der französischen Hausse machte sich zuletzt auch in Antwerpen sowie auf den englischen Märkten bemerkbar, während Budapest unter dem Einflusse günstiger Ernteaussichten ausgesprochen flaue Haltung bekundete. In den Vereinigten Staaten von Amerika schwankte die Tendenz je nach den Wetterberichten, die bald gut, bald schlecht lauteten, so daß man sich von dem wirklichen Stande der Saaten jetzt schwer eine Vorstellung machen kann. Nach dem letzten Bericht des Cincinnati Price Current sollen in den zentralen Gebieten keine Anzeichen einer Besserung vorhanden sein, eine Ansicht, die übrigens auch durch die Schätzung Mr. Snows bestätigt wird, wonach der Durchschnittsstand des Winterweizens 77,1 Prozent gegenüber 79,7 Prozent am 1. Mai betragen soll. Den Frühjahrsweizen begutachtet der genannte Statistiker mit 95,3 Prozent, doch verlautet, daß die Anbaufläche in Norddakota eine wesentliche Abnahme aufzuweisen habe. Ebenso wie in den amerikanischen Frühjahrsweizengebieten sollen auch im kanadischen Nordwesten die Verhältnisse bisher sehr günstig sein. In Australien hat es stellenweise geregnet, doch sind weitere durchdringende Niederschläge nötig, um die Aussaat in befriedigender Weise durchführen zu können. Argentinien meldet günstiges Wetter für die Landarbeiten. Das Weizenangebot ist durchaus nicht drängend, zumal sich im Lande selbst sowie in Brasilien günstigerer Absatz als zum Export nach Europa bietet. Während der Weizenexport wieder nur etwa 50 000 Tonnen umfaßte, gelangten von Mais 106 000 Tonnen zur Verschiffung. Etwas größeren Umfang, nämlich 56 000 Tonnen, hatten diesmal die russischen Weizenverschiffungen, doch wird man daraus kaum auf eine dauernd stärkere Leistungsfähigkeit schließen dürfen. Die Witterungsverhältnisse sollen in der letzten Woche recht günstig gewesen sein, so daß jetzt aus den meisten Gebieten des Zarenreiches über einen befriedigenden Stand berichtet wird. Im übrigen hat sich in der Gesamtsituation des Weizenweltmarktes seit der letzten Woche nicht viel geändert.

Roggen blieb zunächst noch vernachlässigt, konnte sich aber im Verlaufe gleichfalls befestigen und seinen Wertstand sowohl für greifbare Ware als auch für Herbstlieferung verbessern, da einerseits die schwach besorgten Mühlen in stärkerem Maße als Käufer auftraten und auch Böhmen Interesse für den deutschen Roggen bekundete, während andererseits die Ansicht, daß der neue Roggen vollständig geräumte Läger vorfinden dürfte, Kauflust für Herbstlieferung anregte. So vermochte Juli um 5½, September um 3 Mk. anzuziehen. Im Gegensatz zu Brotgetreide behielt Hafer, namentlich im Warengeschäft, matte Haltung. Das Angebot ist zwar nicht groß, aber selbst zu merklich ermäßigten Forderungen war schwer etwas unterzubringen. Für Lieferung bewirkten einige Kaufaufträge für ausländische Rechnung zuletzt eine leichte Besserung. Für russische Futtergerste schien sich bei den stark reduzierten Preisen in letzter Zeit wieder mehr Interesse zu regen. Mais hatte bei weiter ermäßigten Forderungen für argentinische Abladung ruhiges Geschäft.

⊡ **Westfälische Provinzial-Pferdeschau.** Wie in der am 13. d. M. zu Dortmund abgehaltenen Sitzung des Verwaltungsausschusses der Landeskulturgesellschaft für den Regierungsbezirk Arnsberg mitgeteilt wurde, soll die erste westfälische Provinzialpferdeschau voraussichtlich **vom 4. bis 6. Juli auf dem neuen Magerviehhofe in Dortmund** stattfinden. Die Ausstellung erstreckt sich auf Edelzucht- und Arbeitsschlag und zwar auf selbstgezogene und eingeführte Pferde. Die einzelnen Kreise der Provinz sollen durch Ausstellung von Sammlungen in Wettbewerb treten. An Geldpreisen und Ehrenpreisen sind insgesamt 30 000 M in Aussicht genommen. Von der Provinz wird für die beste Stute ein Siegerehrenpreis gestiftet.

Landwirtschaftslehrlinge. Eine sehr erfreuliche Entwicklung nehmen die von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft eingeführten praktischen Prüfungen von Landwirtschaftslehrlingen, die jedem jungen Landwirt nach beendeter zweijähriger Lehrzeit den Erwerb eines Befähigungsnachweises ermöglichen. Zu den diesjährigen Frühjahrsprüfungen hatten sich 33 Lehrlinge gemeldet. Von den Prüfungen fanden drei in der Provinz Sachsen und je eine in Brandenburg, Schlesien, Hannover, Thüringen, Bayern und Mecklenburg statt. Von den 33 Prüflingen bestanden 31 die Prüfung, und zwar 3 mit dem Prädikat „sehr gut", 10 mit dem Prädikat „gut" und 18 mit dem Prädikat „genügend". Es ist im Interesse der Heranbildung tüchtiger Betriebsleiter zu wünschen, daß sich die gesunden Bestrebungen der D. L. G., die sich neben den Lehrlingsprüfungen auch auf den kostenlosen Nachweis guter Lehrstellen erstrecken, auch weiterhin so günstig entwickeln.

Schutz des Wiedehopfes. Das preußische Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten hat folgende allgemeine Verfügung betreffend Schutz des Wiedehopfes erlassen: „Der Wiedehopf, auf den die Bestimmungen des Reichs-Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 Anwendung finden, kommt nur noch selten vor und bedarf daher eines ganz besonderen Schutzes, wenn er nicht vollständig aussterben soll. Er gehört nicht nur zu unseren schönsten, sondern auch zu den nützlichsten Vögeln. Er ist wohl der einzige Vogel, der mit größter Energie der so schädlichen Maulwurfsgrille nachstellt, indem er mittels seines langen, dünnen Schnabels zu den unterirdischen Nestern dieses Insektes gelangen kann. Sein Abnehmen ist auf den Rückgang größerer Viehweiden und das Fehlen geeigneter Nistbäume zurückzuführen. Es empfiehlt sich daher dringend, zu seinem Schutze in geeignet erscheinender Weise das Erforderliche zu veranlassen. Insbesondere wird es sich empfehlen, in der Nähe vorhandener Weiden geeignete Nisthöhlen anzubringen."

× **Dampfpflüge in Preußen.** Das erste Mal wurden Dampfpflüge in Preußen am 1. April 1904 gezählt. Seitdem haben sie sich in erheblichem Maße vermehrt, nämlich bis zum 1. April 1911 um 64 Prozent von 394 auf 647. Hierbei ist noch zu berücksichtigen, daß die Zahl der leistungsfähigeren Dampfpflüge mit zwei Lokomotiven stärker gewachsen ist, während die Einmaschinenpflüge von 47 auf 37 zurückgegangen sind. Außerdem ist die Leistungsfähigkeit der Maschinen überhaupt gestiegen. Während 1904 nur etwa 1 Prozent des preußischen Ackerlandes mit Dampf gepflügt wurde, dürfte diese Größe inzwischen um mehr als das 1½fache gestiegen sein. Wie sich aus amtlichen Feststellungen vom 1. April 1905 ergibt, betrug die Leistungsfähigkeit der damals vorhandenen 407 Dampfpflüge 34 576 Pferdekräfte, das macht pro Dampfpfluglokomotive 44,9 Pferdekräfte, in 1911 dagegen beträgt der Durchschnitt jeder Lokomobile 64½ Pferdekräfte.

Geflügelzucht. Viele Hühnerküken werden dadurch für die spätere Benutzung zur Zucht verdorben, daß sie zu früh mit den alten Hühnern im Stalle zusammengebracht werden. Ganz abgesehen davon, daß die Küken dabei den Verfolgungen der alten Hühner ausgesetzt sind und sie dann selten ungerupft davonkommen, ist es für die Küken auch sehr nachteilig, daß ihnen in zu jugendlichem Alter Sitzstangen zugänglich sind. Bis etwa zum vierten Lebensmonat müßte man die Küken für die Nacht in einem besonderen Raum unterbringen, in dem sich aber keine Sitzstangen befinden, sondern wo die Tierchen nur Gelegenheit haben, sich auf genügend breite Bretter zu setzen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß, wenn die Küken schon vor dem vierten Lebensmonate die Sitzstangen benutzen, sehr oft eine Verbiegung des in dieser Zeit noch weichen Brustbeins eintritt, die Tiere dadurch schief wachsen und zur Zucht untauglich werden. Hähne mit stark gekrümmtem Brustbein sind schon aus dem Grunde für die Zucht unbrauchbar, da sie nur schlecht treten und sie sich beim Versuch zu treten, meist auf den Hühnern gar nicht halten können. („Hannov. Landmann.")

Rheumatismus der Pferde. Der Rheumatismus ist, so schreibt v. Krane in „Pferd und Wagen", eine Krankheit, die das Pferd häufiger befällt, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist, und veranlaßt Lahmheiten, die, zumal in der chronischen Form, mit denen durch mechanische Ursachen entstandenen große Aehnlichkeit haben, um fortwährend mit ihnen verwechselt zu werden. Nicht selten auch kombinieren sich beide Krankheiten, und der Rheumatismus liebt es, seine Schmerzensfahne besonders da aufzustecken, wo andere Leiden bereits Breschen legten. Das eigentliche Wesen des Rheumatismus ist unbekannt. Man weiß nur, daß es eine krankhafte, schmerzliche Reizung namentlich der Muskeln und sehnigen Gebilde ist, welche Lahmheiten, oft auch wirkliche Lähmungen bewirkt. Plötzliche Erkältungen des ganzen Körpers oder einzelner Körperteile, durch welche Unterdrückung der Haut- und Lungentätigkeit herbeigeführt wird, ist die Ursache dieser Krankheit, bei der man namentlich akuten und chronischen Rheumatismus unterscheidet. Während der akute Rheumatismus plötzlich und von heftigen Schmerzen begleitet auftritt, und binnen 6—12 Tagen verschwindet, so erscheint der chronische anfangs weniger heftig, ist aber schwer zu vertreiben, wenn er sich einmal eingenistet hat. Als charakteristische Kennzeichen rheumatischer Lahmheit ist das Knacken der Gelenke zu bemerken und der Umstand, daß die Bewegungen des kranken Tieres, die anfangs oft nur unter großen Schmerzen, höchst steif und mit großer Anstrengung ausgeführt werden konnten, nach und nach immer freier werden und endlich bei ausbrechendem Schweiße ganz ungestört erscheinen. Gefährlich erscheint der akute Rheumatismus, wenn er die Muskeln des Rückens anfällt und das Rückenmark in Mitleidenschaft gezogen wird, wodurch die sogenannte rheumatische Kreuzlähmung entsteht; am gefährlichsten aber ist er, wenn er auf innere Organe, vornehmlich auf das Herz, übergeht, dann endigt er nicht selten mit dem Tode. Nach dem heutigen Stande der ärztlichen Wissenschaft ist der Rheumatismus heilbar durch Schweißmittel und Warmhalten.

∗ **Mondblindheit der Pferde.** Anfangs sind bei dieser Krankheit die Augen der Pferde trübe und sehr entzündet, das Tier scheut dann das Licht und hält daher die Augen, welche sehr zu tränen anfangen immer geschlossen und sträubt sich gegen die Untersuchung. Dieser Zustand dauert einige Tage, dann hellt sich das Auge wieder auf, alle Krankheitserscheinungen verschwinden und das Auge sieht ganz gesund aus. Es dauert aber nicht lange, etwa 4 bis 6 Wochen, so tritt die Krankheit plötzlich wieder auf, um nach 4 bis 8 Tagen wieder zu verschwinden. Mit der Zeit kehrt die Krankheit häufiger wieder und greift das Auge immer mehr an. Es verliert seinen Glanz, und, während das Oberlid in einem Winkel aufgezogen ist, wird der Augenstern eng und eckig. Die Bildung weißer Punkt in der Kristallinse geht vor sich, der graue Star ist fertig, und die Erblindung des Auges tritt ein. Häufig werden auch beide Augen von der Krankheit befallen. Anzeichen der Krankheit sind Veränderungen am Auge, Falten an den Lidern, trübe Hornhaut, enge Pupille, schmutziggelbe Regenbogenhaut. Ferner ist der „schwarze Star" eine sehr gefährliche Augenkrankheit. Er entsteht durch Lähmung der Sehnerven und hat totale Blindheit zur Folge. Außer einer erweiterten Pupille ist dem Auge keine Krankheitserscheinung eigen. Der „graue Star" entwickelt sich langsam durch punkt- und strichförmige Trübungen in der Kristallinse, welche im Anfangsstadium schlecht zu erkennen sind. Man muß das verdächtige Tier mit dem Kopf gegen das Licht stellen und dann das Auge sorgfältig untersuchen.

⊙ **Die Kamille als Tierarzneimittel.** Wir lesen in landwirtschaftlichen Blättern: Die Kamille enthält ein ätherisches Oel, welches innerlich verabreicht krampfstillend auf den Magen, Darm und die Blase wirkt. Bei äußeren schmerzhaften Reizzuständen wird sie ihrer reizlindernden Wirkung wegen mannigfach angewendet, in Form von Kataplasmen, Klistieren, Wund- und Augenwässern. Auch bei Entzündungen des Maules und der Zunge werden gerne Waschungen mit Kamillentee vorgenommen. Innerlich gibt man Kamillentee, ½ Liter, der aus 25 Gramm Blüten bereitet wird, in Verbindung mit Glaubersalz bei schmerzhafter Kolik, der sogenannten Krampfkolik, bei Blasenkrämpfen, Harnverhaltung usw. Bei sehr schmerzhaften Darmkatarrhen, die mit Durchfällen verbunden sind, besonders bei Hunden, gibt man Kamillentee. Einem mittelgroßen Hund, der mit einem schmerzhaften Durchfall, verbunden mit starkem Drängen behaftet ist, kann man alle paar Stunden drei Eßlöffel voll Kamillentee mit 10 Tropfen Opiumtinktur verabreichen und guten Erfolg erzielen. Warmer Kamillentee befördert auch die Schweißabsonderung. Man wird daher erkälteten Tieren mit großem Nutzen Kamillentee, etwa ½ bis 1 Liter, in Verbindung mit ¼ Liter Trinkschnaps verabreichen können. Gebärende Tiere, die starke Fruchthälterkrämpfe bekommen, oder die nach der Geburt stark und krampfhaft drängen, wird man durch einen Einguß von 1 Liter warmen Kamillentee wieder etwas beruhigen können. Von altersher verwendet man angebrühte oder in Säckchen erwärmte Kamillen zu Umschlägen auf schmerzhafte Geschwülste, um eine Verteilung oder ein Reifen derselben zu erzielen. Bei schmerzhaften Augenkrankheiten, dann bei Quetschungen der Haut, bei kleinen oberflächlichen Wunden werden gerne Waschungen mit Kamillentee gemacht. Bei den innerlichen Krankheiten kann man auch statt der Kamillenblüten das Kamillenöl verwenden. Dieses ist jedoch teuer. Es genügen aber einige Tropfen. Denselben Dienst leistet aber auch die Kamille, die man sich selbst im Hochsommer sammeln und trocknen kann.

∗ **Ist der Rhabarber gesund?** Vor einiger Zeit ging durch verschiedene Tageszeitungen ein Bericht, in welchem vor dem Rhabarber, der sich als wohlschmeckendes Kompottgemüse bei uns eben erst eingebürgert, von unbekannter Seite gewarnt wurde. Zu dieser Warnung nimmt jetzt Nahrungsmittelchemiker Dr. Köster, Direktor des Nahrungsmitteluntersuchungsamtes der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg, im „Praktischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau" Frankfurt a. O.) Stellung. Dr. Köster erklärt, daß eine große Reihe unserer pflanzlichen Nahrungsmittel, z. B. Spinat, Rhabarber, Sauerampfer, Sauerklee oxalsaure Salze enthalten, daß die Menge der Oxalsäure aber so gering ist, daß von einer Gesundheitsschädigung durch den Genuß derselben in keinem Fall gesprochen werden kann. Gerade Rhabarber, Spinat, Ampfer usw. sind als besonders erfrischende, wohlbekömmliche Pflanzennahrung schon seit langem bekannt und werden gern gegessen, ohne daß je eine Schädigung der Gesundheit festgestellt worden ist. Rhabarber und Spinat werden auch in weitgehendster Weise ärztlich empfohlen. Wenn in jenem Bericht ausgeführt wurde, daß der Rhabarber scharfe Säuren enthält, so muß darauf hingewiesen werden, daß diese zum größten Teil aus Apfelsäure bestehen. Apfelsäure haben wir aber im Apfel und anderen Obstarten in mindestens ebenso reichlichen Mengen als im Rhabarber. Von nachteiligen Folgen unmäßigen Genusses von Zucker zum Versüßen der Rhabarberspeisen kann erst recht nicht die Rede sein. Zucker ist eines der hervorragendsten Nahrungsmittel und wird von Kindern und Erwachsenen in viel größeren Mengen in Form von süßen Speisen, Torten, Schokoladen und anderem mehr täglich genossen, als in den geringen Mengen Rhabarberkompott. — Der „Praktische Ratgeber" in Frankfurt a. O., dem wir diese Notiz entnehmen, sendet eine Nummer mit Bericht hierüber auf Verlangen kostenfrei.

Olivenernte und Oelerzeugung Spaniens 1911. Auf Grund der von der „Junta Consultiva agronomica" veröffentlichten Berechnung der Olivenernte und der Oelerzeugung Spaniens im Jahre 1911 belief sich der Gesamtertrag an Oliven auf 22 195 164 Doppelzentner gegen 6 246 189 Dz. im Jahre 1910. Die Olivenernte des Jahres 1911 ist die weitaus reichste der letzten 5 Jahre. Zur Oelbereitung wurden 1911 bestimmt 21 238 429 Dz. Oel wurde daraus gewonnen 4 217 826 Dz. gegen 1 085 088 Dz. im Vorjahre. Im Durchschnitt ergaben 100 Kilogramm Oliven 19,83 Kilogramm Oel gegen 17,93 Kilogramm im Jahre 1910. Die mit Oelbäumen bepflanzte Landfläche wird auf 1 443 625 Hektar gegen 1 416 122 Hektar im Jahre 1910 angegeben. Die Provinzen, welche diesmal die meisten Erträgnisse in Oliven aufweisen — die Anbaufläche ist in Klammern beigefügt — sind: Sevilla mit 5 568 392 Dz. (223 470), Cordoba 3 411 079 Dz. (235 100), Jaen 2 815 850 Dz. (210 419), Malaga 1 163 069 Dz. (45 300), Lerida 981 675 Dz. (104 800) und Tarragona 981 560 Dz. (56 635).

Gottesdienst-Ordnung.

Besondere Andachten im Laufe der Woche:

Hoher Dom: Hl. Messen von 5½—8 Uhr. 8½ Uhr Chordienst. 9 Uhr Conventual Amt. 10 Uhr letzte hl. Messe und Herz Jesuandacht. Nachmittags 2 Uhr Vesper, Samstag 3 Uhr. Montag morgen 7 Uhr Pestmesse. Freitag nach dem Hochamt Segen mit der Partikel des hl. Kreuzes.

St. Aegidiikirche: Dienstag morgen 8 Uhr Pestmesse. Donnerstag morgen 8 Uhr Sakramentshochamt. Abends 7 Uhr Sakramentsandacht. — St. Josephskirche: Donnerstag 7¼ Uhr Sakramentshochamt. — St. Lambertikirche: Donnerstag morgen 7 Uhr Sakraments-Hochamt danach Rosenkranz und Segen. Abends 7 Uhr Sakramentsandacht. Freitag morgen 8 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Aloysius. — St. Josephs Dominikanerkirche: Jeden Morgen kurz vor 7½ Uhr hl. Messe. — Liebfrauenkirche: Donnerstag morgen 8 Uhr Sakramentshochamt. Samstag morgen 7 Uhr Hochamt. Nachmittags 4½ Uhr Andacht. — St. Ludgerikirche: Mittwoch morgen 8 Uhr Pestmesse. Donnerstag morgen 8 Uhr Sakramentshochamt. Freitag abend 7 Uhr Herz Jesuandacht. — St. Martinikirche: Jeden Morgen 6 Uhr Herz Jesuandacht. Freitag morgen 6½ Uhr Pestmesse und Segen. 9 Uhr Levitenhochamt und abends 8 Uhr Andacht und Predigt zu Ehren des hl. Aloysius. Samstag 4 Uhr Andacht. — St. Servatiikirche: Dienstag morgen 7 Uhr Pestmesse. Mittwoch abend 7 Uhr Muttergottes-Andacht. — St. Klemenskirche: Täglich 6, 7, 7½ und 8 Uhr hl. Messen. — Franziskanerkirche: Jeden Abend 7 Uhr Herz Jesuandacht. — Klarissenkirche: Von Montag auf Dienstag nächtliche Anbetung 7 Uhr Andacht. Dienstag 5 Uhr Antoniusandacht.

Feier des Ewigen Gebetes im Bistum Münster.

Sonntag, 16. Juni: Münster (St. Antoniuspfarrkirche), Schmidthorst, Sterkrade (Herz-Jesu) und Rüstringen, nachts Kloster Hamicolt. — Montag, 17.: Lohne, nachts St. Vinzenzhospital zu Coesfeld. — Dienstag, 18.: Neuenkirchen, nachts Haus Loreto zu Leer. — Mittwoch, 19.: Osterfeine, nachts Schloß Assen. — Donnerstag, 20.: Ondthe, nachts Schloß Surenburg. — Freitag, 21.: Steinfeld, nachts St. Marienhospital zu Münster. — Samstag, 22.: Vechta, nachts St. Josephshaus zu Münster. — Sonntag, 23.: Hochheide, Rentfort und Henrichenburg, nachts Friedrichsburg zu Münster.

Neueste Nachrichten über die Bewegungen der Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie.

„Amerika", 13. Juni 10 Uhr 30 Min. morgens von Newyork über Plymouth und Cherbourg nach Hamburg. „Antonina", von Newyork und Newport News kommend, 13. Juni 2 Uhr 30 Min. nachm. in Hamburg. „Frankfurt", von Kanada kommend, 13. Juni 10 Uhr morgens auf der Elbe. „Kaiserin Auguste Victoria", nach Newyork, 14. Juni 6 Uhr morgens Dover passiert. „Prinz Adalbert", 13. Juni 11 Uhr morgens von Philadelphia. „Victoria Luise", von Newyork kommend, 14. Juni 2 Uhr 15 Min. morg. von Plymouth nach Cherbourg und Hamburg.

Die nächsten Abfahrten von Post- und Passagierdampfern finden statt:

Nach Newyork: 18. Juni „Pennsylvania". 27. Juni „Amerika". 29. Juni „President Lincoln". 6. Juli „Cleveland". 13. Juli „Kaiserin Auguste Victoria". 14. Juli „Patricia". — Nach Boston: 18. Juni „Batavia". 2. Juli „Bethania". — Nach Baltimore: 18. Juni „Batavia". 2. Juli „Bethania". — Nach Philadelphia: 21. Juni „Prinz Oskar". 4. Juli „Prinz Adalbert". 9. Juli „Pretoria". — Nach Neworleans: 26. Juni „Dortmund".

(Die weiteren Listen sind bei Heinr. Hornung, Münster, Windthorststraße 11, einzusehen.)

Letzte Nachrichten über die Bewegungen der Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd in Bremen.

„Kaiser Wilhelm II." (nach Newyork) 12. Juni von Cherbourg. „Brandenburg" (nach Bremen) 13. Juni Dover passiert. „Frankfurt" (nach Bremen) 13. Juni in Hamburg. „Scharnhorst" (nach Bremen) 13. Juni in Aden. „Prinz Ludwig" (nach Bremen) 13. Juni von Genua. „Goeben" (nach Bremen) 12. Juni in Hongkong.

Dampfer-Expeditionen des Norddeutschen Lloyd in Bremen in der Zeit vom 15. bis 22. Juni 1912: Ab Bremerhaven: „Franken" 19. Juni nach Australien. „Kaiser Wilhelm der Gr." nach Newyork über Southampton-Cherbourg. „Brandenburg" 20. Juni nach Baltimore. „Berlin" 22. Juni nach Newyork über Boulogne. „Gießen" 22. Juni nach Laplata. — Ab Newyork: „Kronprinz Wilhelm" 18. Juni nach Bremen über Plymouth und Cherbourg.

(Die weiteren Listen sind bei H. Coenen, Münster, Königstraße, einzusehen.)

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Hauptredakteur Theodor Warnecke, für den Anzeigen- und Reklameteil: Nicola Foegen, beide in Münster.

GEGEN DIE ÜBLEN FOLGEN 2386
SITZENDER LEBENSWEISE
nehmen Sie zeitweise morgens ein Glas voll
Hunyadi János
(Saxlehner's natürl. Bitterwasser).

München Hotel Union
Katholisches Kasino A.V.
Vornehmes, modernst eingerichtetes Familienhotel.
Barerstrasse 7.
1709

Für das 3. Vierteljahr 1912
nehmen alle Postanstalten Bestellungen auf den
Westfälischen Merkur
zum Preise von **Mk. 3.50** entgegen. — Zur Bestellung genügt der untenstehende Schein, der auch dem Briefträger übergeben werden kann. In der Stadt Münster kostet der Westfäl. Merkur für 3 Monate **Mk. 3.—** bei täglich zweimaliger Zustellung.
Neu hinzutretenden Beziehern liefern wir die Zeitung bis Ende Juni gratis u. portofrei.

Post-Bestellschein.
An das
Kaiserliche Postamt zu ____________
Für das 3. Vierteljahr 1912
bestellt Herr ____________

Benennung der Zeitung	Bezugszeit	Betrag	Bestellgeld
Westfälischer Merkur Münster i. W.	3 Monate	Mk. 3.50	

Quittung.
Vorstehend bezeichnete Mark ____________
sind heute richtig gezahlt.
____________, den ____________ 1912.
Kaiserliches Postamt.



Schwalbe

Schwalbe-Fahrrad

Fabriklager

Münsterländer Fahrradfabrik

Münster i. W.

Frauenstrasse Nr. 24.

Fernsprecher 966.

5 MAGGI's Bouillon-Würfel 20 Pfg.

Kein verlange eine ausdrücklich MAGGI-Bouillon-Würfel und weise andere Marken zurück!

Westfälische Vereinsdruckerei

Münster i. W.

empfiehlt ihre Kalender-Abteilung zur Herstellung sämtlicher Buchkalenderarten in Leinen- und Broschur für Geschäfts- und Privatzwecke in allen Ausführungen.

Werkdruck

(Bücher, Broschüren, Zeitschriften, Fabrikanzeigen) in schnellster Lieferung und geschmackvoller Ausstattung.

Muster und Preisanschläge auf Wunsch gern zu Diensten.

Germania in Stettin

Leben-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft.

Versicherungsbestand am 31. Dezember 1911: 2196 Millionen Mark.

Versicherungsbestand am 31. Dezember 1911: 3000 Millionen Mark.

Dividende an die Versicherten in 1911 für das 50.[1]. Jahr der vollen Prämie.

Versicherungsarten: Lebens-, Todesfall-, Kapital-, Leibrenten-, Aussteuer-, Invaliden-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Ohne ärztliche Untersuchung gegen feste Prämie.

Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei durch Peter Voerkel, Hauptagent, Münster i. W., Ludgerikreuz 11, Ring, Bezirksagenten, Vertreter, Generalvertreter in Münster.

Fahrplanbuch

für Westfalen und die angrenzenden Bezirke mit Berücksichtigung der Verkehrsorte.

Gültig vom 1. Mai ab.

Preis 15 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt durch die

Westfälische Vereinsdruckerei,

Münster (Westf.), Königstr. 74.



Büro- und Herrenzimmer-Einrichtungen

Marke „KLIO"

Schreibtische, Bücherschränke, Aktenschränke etc. sind die besten u. billigsten.

Katalog gratis und franko. — Extra-Ausführungen nach Wunsch.

Klio-Werk, G.m.b.H., Hennef (Sieg) 71.

Underberg

Boonekamp

Semper idem

Fabrikation allein echter, ärztlich geprüfter Original-Rezepte der Firma

H. UNDERBERG-ALBRECHT

Hoflieferant Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II.

RHEINBERG (Rheinland).

Gegr. UA 1846.

Anerkannt bester Bitterlikör!

Nur echt mit „Underberg"

Aug. Hammerschlag.

Cigarrenfabrikant in Bremen.

empfiehlt von seinen rühmlichst bekannten Cigarren insbesondere die Special-Marken:

Imp. Havana-Aroma, Ia. Ia. mittelstellig, 1 Kst. für 2000 St. u. Aromatica, milde und leicht, 1 Kst. für 2000 Stück

sowie Probepacket gerne zu Diensten stehend.

Rückvergütung ist gestattet. per Versuch aber ohne Risiko.

Rot- u. Weisswein

Gegen Einsendung von 20 Pfg. (evtl. in Briefmarken) versende ich franko gegen Nachnahme

Rot- u. Weisswein

mit Flasche, Korb, Zoll- und Frachtabgaben frei Haus in ungefähr gleichwertigen — 12 Flaschen feinem Rotwein — 12 Flaschen feinem Weisswein — 24 Flaschen gemischt nach Belieben.

Ed. Gelst, Zoll. Kirweiler.

Anzeigen von Kurorten, Hotels, Sommerfrischen und Pensionen.

Bingen a. Rh.

Hotel Hilsdorf.

Bad Ems.

Hotel und Pension Hilton

Carl Becker.

Alpnach-Stad

am Vierwaldstättersee

Hotel Pilatus

Goslar.

Die Perle des Harzes.

Hotel Römischer Kaiser.

R. Wagner.

Norderney.

Hotel Europäischer Hof.

Nordseebad Juist.

Hotel Friesenhof.

Bad Sachsa im Harz

Amrum-Norddorf. Seebad

Linz a. Rhein. Europäischer Hof.

Grossfabarz

LADIS

Hotel Union Toblach, Tirol.

Seelisberg Vierwaldstätter-See

Hotel-Pens. Bellevue.

Luzern

Hotel Germania-Deutscherhof.

J. Müller.

Bad Homburg v. d. Höhe

Hotel Bellevue.

Königl. Nordseebad Norderney.

Strandhotel „Kaiserhof"

nebst Villen.

Ettlingen,

am Fusse des Schwarzwaldes,

Wasser- u. Luftkuren

(nach Kneipp-Wörishofen)

Hennef-Sieg

Nordseebad

Schlermonnikoog.

:: Strand-Hôtel — Holland. ::

Berlin Terminus-Hotel

Neu! Beste Lage,

Honnef am Rhein

Olsberg.

Gasthof Kahle.

Helgoland. Helgoland.

Wein-Restaurant E. Riechers

Bad Liebenstein

Brunshaupten

Bad Königsborn

Kettelerheim, Bad Nauheim.

Kneipp'sche Kur Jordanbad

Bad Ems.

Kurhotel „Marienheim" und „Villa Maria"

Kgl. Bad Bertrich

Hotel D'hein.

Wildemann,